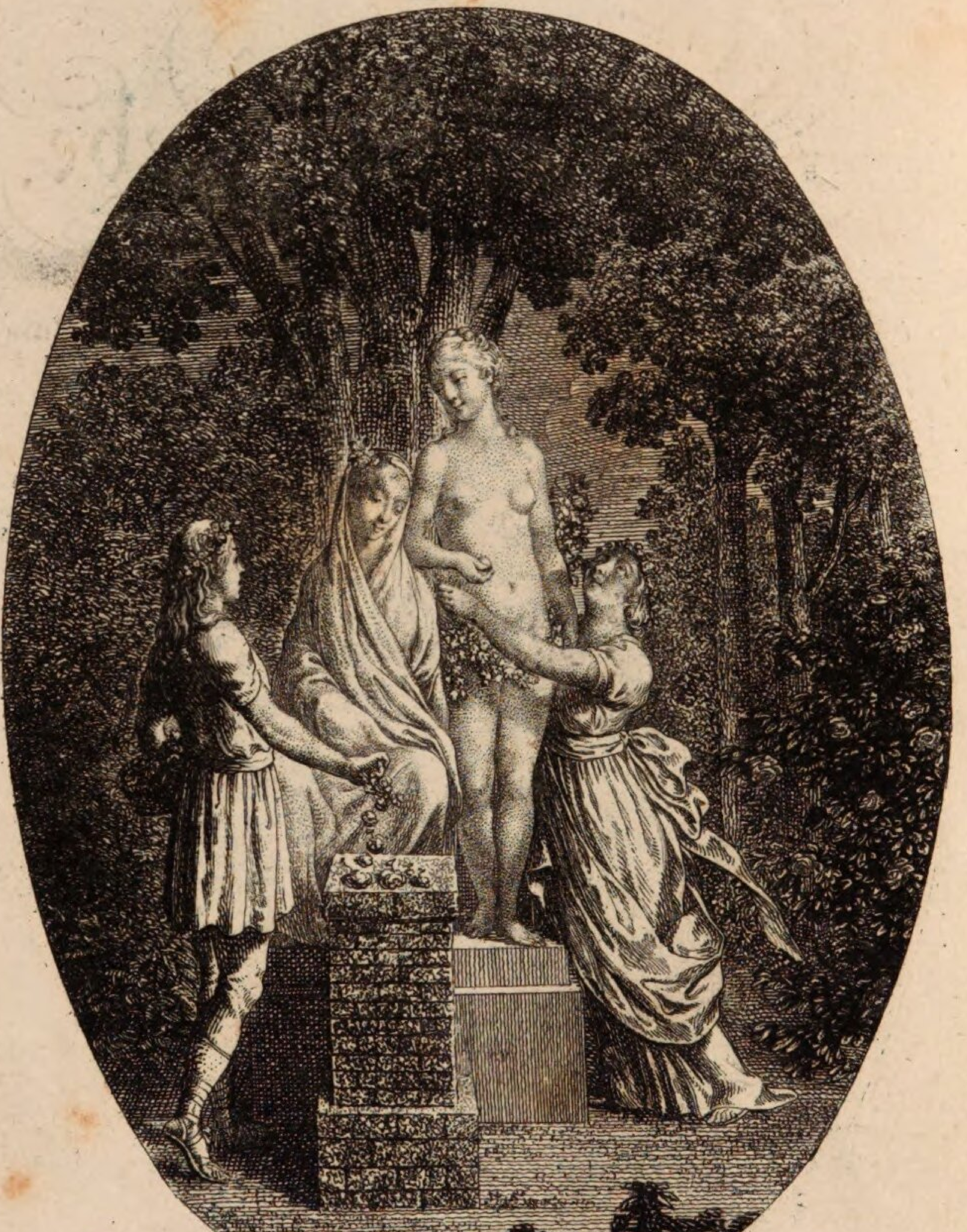
Rem. IV.
2462
-1-

Rem. IV 2462 (1
Feyer

<36615997100011
<36615997100011
Bayer. Staatsbibliothek



D. Chowiecz del. & sculp. 1795

# die Leyer der Liebe.

Aus einer Handſchrift des Oberprieſters zu Paphos.

in zwey Theilen

Berlin 1795.

bei Oehmigke dem Jüngern.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Die
# Feier der Liebe.

---

## Erster Theil.

## Das vorstehende Titelkupfer.

*Ein Gemählde nach Jacobi.*

Im Schooſse der Natur lebten die Bewohner der Insel *Cypern*, als die junge Liebesgöttin, ihrer eigenen Gottheit sich noch unbewuſst, als ein gutes unschuldiges Mädchen zu ihnen kam. Die Schönen der Insel nahmen die Unerkannte gastfreundlich auf, lernten in ihrem Umgange neuen Liebreiz und wurden bald die trauten Freundinnen der Begleiterinnen der Venus, der *Grazien*; sie wurden bald so lieblich in allem was sie thaten, wie diese drei gutherzige, freundliche

Kinder; die, — sie mochten sich ins Gras lagern, oder über die Wiese laufen, oder reden, oder singen, oder eine Freundin umarmen, oder den Einen Jüngling anlächeln, dem Andern entfliehen, oder zum Feste sich anputzen; immer lieblich waren, ohne dafs sie es selbst wufsten, und doch hätte man aus ihren Handlungen ein Lehrbuch der Grazien zusammensetzen können.

Lange hatte sich bei diesem glücklichen Volke das Andenken und die Verehrung der *Venus* und ihrer *Huldgöttinnen* in ihrer ersten Einfalt erhalten. Lauter Haine, statt Tempel; Altäre von Rasen, ein wenig Milch und Honig aus hölzernen Opfergefäfsen darauf gegossen; Tänze, wie jedes Hirtenmädchen sie tanzen kann; Gesänge, ohne Kunst, aber zugleich ein keusches Gewand, ein bescheidener Haarputz, die Farbe der

Schamhaftigkeit, sittsame Blicke, der leise Ton einer Jungfrau, der Gang einer Priesterin, die etwas Heiliges trägt, kurz, das ganze liebliche Wesen der *Grazien.* —

Nun aber waren die Einwohner von Cypern nicht mehr jenes glückliche Volk. Sie bauten der Liebesgöttin grofse Tempel, prächtige Altäre, kamen in kostbarem Schmuck und wendeten viel auf Opfer. Aber in den grofsen Tempeln kein Auge mehr, welches ruhig gen Himmel sah; keine Thräne der Liebe! Mädchen und Jünglinge verlangten von der Göttin nichts, als Küsse; von den *Grazien* nichts, als äufsere Lieblichkeit, süfse Gespräche, lockende Winke, gefälligen Putz, und Anmuth in den nachlässigsten Bewegungen ihrer Glieder. —

Bei den cyprischen Schönen machte jetzt nicht mehr die Bescheidenheit ihr

Glück, denn sie schrieben sie auf ein Gefühl von Schwäche. Wer sich fühlt, sagten sie, der weiſs zu forden; seine Kraft macht ihr ungestüm; er wird dringend und denn ist unser Beruf nachzugeben. Oft muſste der bescheidene Jüngling Jahre lang um einen Kuſs seufzen, wenn sie dem, der auf die rechte Art, und unter günstigen Umständen zu verlangen weiſs, am ersten Tage der Bekanntschaft ihre Umarmung nicht verweigerten. —

Nicht weit von der Stadt *Paphos* lag ein Hügel ganz mit Rosen bedeckt; hier versammelte sich jährlich aus der benachbarten Gegend die Jugend, das Rosenfest zu feyern.

Jünglinge und Mädchen überlieſsen sich dem ausgelassensten Vergnügen. Hier entwandt ein Jüngling aus den Haaren oder von dem Busen des Mäd-

chens eine Rose, dort raubt er ihr, in wollüstige Tänze verschlungen einen Kuſs, alles mit einer Anmuth, daſs jede Schöne die Kühnheit des Losen mit einem schalhaften Lächeln entschuldigt. Nur *Amintor*, ein Jüngling von feinerer Empfindung, findet an diesen muthwilligen Vergnügungen keinen Gefallen. —

*Amintor* verläſst den Tanz, und gelangt unvermerkt an einen jenseits des Rosenhügels gelegenen Hain, der alt und verwildert von Niemanden besucht wurde. Er hatte schon oft gehört, die *Grazien* und *Musen* hätten einst diesen Hain geliebt, ihre Tänze darin gehalten, ihre Lieder darin gesungen; aber jetzt wär er von ihnen gänzlich verlassen. Heftiger als jemals war jetzt sein Verlangen in diesem Gehölze Spuren von jenen Göttern aufzufinden.

Den Eingang des Hains bewachte das verstümmelte Bild einer fast ganz unkenntlich gewordenen *Muse*. Zur Noth entdeckte man eine Flöte in ihrer Hand und einen Mirtenzweig um ihre Stirne. *Amintor* dringt in die tiefste Waldung. Er kommt an ein kleines Thal, von wildem Rosengebüsch bewachsen, über welches hohe Bäume Schatten und Kühle verbreiten. Hier erblickt er einen Altar von Rasen und eine ziemlich unbeschädigte Bildsäule von Holz. Es war die Bildsäule der *Liebesgöttin*, mit den rechten Arm auf eine Grazie gelehnt. Ein rohes Werk, wobei Amintor die höchste Ehrfurcht und Zufriedenheit mit der Einfalt des alten Gottesdienstes empfand; ein Werk, worüber der Künstler, wenn er nur mit den Händen arbeitet, lachen muſs; worin aber hoher Geist verborgen, und für den

zu finden ist, welcher hohen Geist zu finden vermag. —

In dem Auge der *Venus*, befriedigte Zärtlichkeit, seliges Wohlwollen, das sich andern mittheilen *will*, und mittheilt. Ihre Stellung ruhig und edel. In dem Schleier der *Grazie* keine wollüstige Falte. Nichts üppiges in ihren Haarlocken, zwei Rosenknospen ihr ganzer Putz. Ein wenig vor sich hingebeugt, schlug sie die Augen nieder, als ob der Antrag, ihre Göttin verschönern zu sollen, sie beschämte. *Das ist sie!* rief *Amintor*, und kniete vor dem Altar. —

Seitdem *Amintor* den heiligen Ort gesehen hatte, ward es ihm noch schwerer sich mit dem Opfergepränge der Göttin auszusöhnen. Ueberall war ihm die bescheidene Venus des Hains mit der schamhaften *Grazie* gegenwärtig. Zwi-

schen *Liebesgöttinnen* von schmachtenden Blicken und wollüstiger Stellung, zwischen *Grazien* mit schalkhaften Lächeln, mit Ueppigkeit um sie her geworfenen Blumenketten, zwischen den prachtvollesten Marmorbildern und den Altären von Gold lag er im Geiste beständig vor dem heiligen Rasen und vor dem hölzernen Bilde seiner Gottheit, der einzigen, deren Strahl er aufzufangen für Seligkeit achtete.

Die Zeit der Rosenblüthe kam zurück. Gesang und Flötenspiel lockten *Amintor* wieder auf den Hügel. Aber bei den Reihen der Mädchen, welche mit ihm zum Opfer gingen, blieb er kalt. Er sah dann und wann unter ihnen sich um, ob er keinen Blick finden könnte, welcher den Götterblicken im Hain zu vergleichen wäre. Aber da fand sich keiner.

Endlich an einen von den Rosenfesten zog ein Mädchen die Aufmerksamkeit des Jünglings an sich. Das Mädchen hatte sich besonders gelagert, und suchte die kleinsten Rosenknospen und steckte zwei davon ins Haar, und eine an den Busen. Es schien zu merken, daſs an seinem Busen die Blume schöner wurde, und schlug die Augen nieder, als wär es beschämt, eine Rose verschönern zu wollen. Dies war die *Grazie* des *Amintors*.

Die kleine Schöne richtete sich auf, sah den Jüngling und wurde roth. Der Blick des Jünglings fiel auf die zwei Rosenknospen im Haar, aber nicht auf die dritte. Dennoch schaut er mit einer gewissen Furchtsamkeit in das Auge, das eben beschämt niedergesehen hatte. Die kleine Grazie lächelte. Niemals hatte sie zu einem Jüngling ein solches

Zutrauen gefühlt. Indem stimmte man den grofsen Lobgesang an; das Fest war geendigt; das Mädchen mufste sich mit seinen Gefährten wegbegeben. Es war aus *Paphos* und hiefs *Laidion.*

*Venus* im Hain, mit ihrer *Grazie;* und nun ein sterbliches Mädchen, welches der letztern ähnlich war? — Amintor wurde traurig. Oft ging er in das alte Gehölz, allein die Göttinnen konnten ihn nicht anlächeln, wie das Mädchen aus *Paphos.*

Ein langes Jahr schlich vorbei. Das Rosenfest kehrte zurück, und mit ihm die Mädchen aus Paphos. Auch *Amintor* eilt auf dem Hügel, um das bescheidene Mädchen aus Paphos zu sehen. Aber *Laidion* war nicht unter den tanzenden Reihen. — Traurig entfernt sich *Amintor* und richtet seinen Weg nach dem alten Hain, um beim

Anblick seiner Göttin den Schmerz seiner Seele zu lindern. — Und da er sich der Göttin nahete, sah er sie schon von einer weiblichen Gestalt umfaſst; sogleich erkannte er in ihr das schöne Mächen aus Paphos. *Du hier, Laidion? ich suchte dich auf dem Hügel unter den tanzenden Reihen!* — „*Schon dreimal begleitete ich am Rosenfeste meinen Bruder hierher, der nun seit sechs Monden nicht mehr ist*, sprach das überraschte Mädchen; *jetzt nahm ich diese treue Sklavin zu meiner Begleiterin mit; ich wollte nicht auf dem Rosenhügel bleiben; ich hätte mich der Verwegenheit unserer Jünglinge Preis geben müssen, und thäte ich dies, würdest du mich dann noch suchen, edler Jüngling?*“— *Die Gottheit der Grazien ist in deiner Seele, sie redet von deinen Lippen*, versetzte

*Amintor; wir wollen zusammen deinen Kranz aufhängen;* „*das wollen wir,* versetzte mit himmlischer Freundlichkeit, *Laidion.*“

*Aber, Laidion! kennst du keinen Jüngling in Paphos, der dich glücklicher machen kann, als ich?*—„*keinen! bei dem Altar des Venus, welchen ich jetzt berühre.*“ — *So darfst du auch, bei dem Altar der Venus, welchen du eben berührt hast, mir in ihrem und ihrer Gespielin Angesichte, den ersten Kuſs geben; den letzten geben wir uns, wenn wir sterben.* — *Laidion* gab *Amintor* den ersten Kuſs. Beide knieten nieder, und Thränen heiliger Liebe benetzten die Stufen des Rasenaltars, und die Zedern rauschten feierlicher, und die Quelle rieselte sanfter zwischen den Felsen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# *Dichtungen der Griechen über den Ursprung und die Eigenschaften der Liebe.*

Schon die graue Dämmerung der griechischen Urwelt und ihre alles personificirenden, alles vergötternden, überall Gottheitahnenden Dichter und Mythographen, liefern uns in der reinsten Einfalt wahrhaften Menschensinns, die schönen Dichtungen eines *Hesiods*, von dem nach dem Chaos zunächst ins Daseyn gekommenen Amor,

eines *Parmenides*, von dem unter allen Göttern erst erschaffenen Eros, und viele andere, die der von den höchsten Idealen der Schönheit und Liebe begeisterte *Plato* in einem so reizenden, philosophischen Gewande, mit einer so reichen und wahrhaften, die feinsten Empfindungen auflösenden Phantasie, darstellt, daſs ich meine Leser in die heiligen Mysterien dieser von der Milbe bis zum Seraph alles in Harmonie umfaſsenden Gottheit nicht beſser einweihen kann, als wenn ich sie zuvörderst mit einigen Mythen aus dem Gastmahl dieses *Unsterblichen* *) bekannt mache.

Nachdem alle Gäste des Plato die Liebe gepriesen und seelig gesprochen hatten, kommt die Reihe zuletzt an den Sokrates, der nach einer kurzen Berichtigung der Rede des Agathons, das, was ihm seine geliebte

*) Nach der Uebersetzung in der neuen Thalia.

Diotima über die Schöpfungsgeschichte der Liebe gesagt hatte, vorträgt, und also beginnt:

„An dem Tage, da Venus geboren ward, hielten die Götter ein Freudenfest. Unter ihnen befand sich auch *Porus* (der Ueberfluſs) der Sohn der *Metis* (der Klugheit). Nach der Mahlzeit erschien *Penia* (die Dürftigkeit) an den Thüren, in der Hoffnung, unter dem allgemeinen Wohlleben auch etwas für sich zu erhaschen. *Porus*, berauscht im Nectar, ging in den Garten des Jupiters, legte sich unter ein schattiges Gebüsch und fiel in einen tiefen Schlaf."

„Lange hatte schon *Penia* den Wunsch bei sich genährt, einen Sohn von *Porus* zu haben, um durch diesen gegen das Elend geschützt zu werden. Jetzt benutzte sie die Gelegenheit; furchtsam und zitternd zwar legte sie sich an die Seite des Gottes; aber bald weckte ihr zärtliches Kosen den

Schlafenden, und *Penia* ward schwanger vom *Porus*.“

„Den scharfen Blicken der Götter entging dies Abentheuer nicht; sie sind alle in gespannter Erwartung, wie das Kind von zwei so verschiedenen Aeltern beschaffen seyn könnte. Endlich gebahr *Penia* einen Sohn, *Amor* genannt, der am Geburtsfeste der Venus gezeugt, nachher auch zu ihrem Dienste bestimmt, und ein Freund des Schönen ward, weil seine Gebieterin schön ist.“

„Kaum wächst der junge *Amor* heran, als man schon die von seinen Aeltern ererbten Eigenschaften in ihm erblickt. Als Sohn der *Penia* ist er immer arm, weder fein gebildet noch schön, sondern rauh und unrein; ist scheu und furchtsam; singt vor den Thüren, schläft auf dem Boden, auf den Strafsen, unter freiem Himmel, stets vom Mangel begleitet.“

„Als Sohn des *Porus* und Enkel der *Metis* ist er leidenschaftlich für alles Gute und Schöne, tapfer, kühn, unternehmend, ein gewaltiger Jäger, ränkesüchtig, wiſsbegierig, erfinderisch im Besiegen einer Schwierigkeit; Philosoph in allem, was er beginnt; ein gefährlicher Schwarzkünstler, Zauberer und Sophist.“

„Vermöge seiner *Natur* gehört er weder zu den Unsterblichen noch Sterblichen. Er stirbt oft an eben dem Tage, an dem er den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht. Aber als der Sohn des *Porus* lebt er immer von neuem wieder auf. Was er erwirbt, zerrinnt im Augenblicke wieder. Daher ist er niemals ganz arm, aber auch niemals reich.“

„Amor ist ein Freund des Schönen, er muſs folglich auch ein Freund der Weisheit seyn. Als Freund der Weisheit aber muſs er zwischen dem Weisen und dem Unwis-

senden in der Mitte stehen. Auch dies läſst sich aus seinem Ursprunge erklären, weil er nämlich einen weisen und reichen Vater, aber eine dürftige und geistesarme Mutter hatte."

In dieser gedankenreichen, die Natur der Liebe in allen ihren Modifikationen auffasſenden Mythe, erzeugt Schönheit die Liebe, und die Liebe ist wechselsweise stolz und demüthig, fröhlich und traurig, zutraulich und eifersüchtig.

In einer andern nicht minder schönen Dichtung läſst *Plato* den Aristophanes den Ursprung der Liebe erzählen. „Ehemals war unsere Natur ganz anders, als jetzt. Damals gab es nicht blos Männer und Weiber, wie jetzt, sondern noch ein drittes Geschlecht, das Zwittergeschlecht, das zwar nicht mehr selbst vorhanden ist, von dem aber doch der Name noch als ein Spottname existirt. Diese Menschenrace hatte

eine völlig runde Form, Nacken und Rükken ringsherum, vier Hände und eben so viel Füſse; zwei Gesichter, einander ganz ähnlich auf dem runden Nacken die an Einem Kopf in grade entgegenstehender Richtung standen; vier Ohren, doppelte Geschlechtstheile, und so weiter alles, wie man sich leicht denken kann. Uebrigens gingen sie aufrecht wie wir, und konnten sich frei nach allen Seiten hin bewegen. Um recht schnell an einen Ort zu kommen, machten sie es wie die Springer, die sich auf ihre Hände werfen und mit ihren Füſsen ein Rad über den Kopf ſchlagen; und es ging um so schneller bei ihnen, da sie acht Glieder dazu brauchen konnten.“

„Nun können wir uns das Daseyn dieses dreifachen Geschlechts daher erklären, weil das männliche Geschlecht aus der Sonne, das weibliche aus der Erde, das Zwittergeschlecht aus dem Monde, der auch ein

Zwitter von jenen beiden ist, seinen Ursprung hatte. Kreisförmig, wie ihre Stammaeltern, war auch ihre Gestalt und ihr Gang.

„Das Gefühl ihrer Stärke und Kraft machte sie endlich so verwegen, daſs sie die Götter selbst angriffen. Nun berathschlagte sich Zevs mit den andern Göttern, was bei diesem Handel zu thun wäre. Lange waren sie ganz unschlüſsig: diese Menschen zu tödten und ihr Geschlecht wie die Giganten mit dem Blitz zu vernichten, — das ging doch nicht so; denn wo wären dann die Opfer und der ganze Gottesdienst geblieben. Und doch eine solche Ungezogenheit zu dulden, das war ihnen auch wieder nicht anständig. Sie besannen sich also lange hin und her. Endlich fing Jupiter an: Ich glaube mir geht ein Licht auf! Ja, so können wirs machen. Ich will ihrem Muthwillen schon die Flü-

gel beschneiden, ohne daſs es nöthig seyn soll, sie ganz zu vertilgen. Ich werde sie von oben herunter in zwo Hälften zerschneiden. Dadurch machen wir sie nicht nur zahmer, sondern erhalten auch oben drein den Vortheil, daſs uns ihrer zwei gerade noch einmal so viel opfern werden. So können sie dann auch immer auf zwei Beinen aufrecht herum gehen. Werden sie aber alsdann noch nicht Ruhe halten, so spalte ich sie noch einmal, dann mögen sie sehen, wie sie auf einem Beine herum hüpfen."

„Sogleich fing er nun an, die Menschen nach einander jeden in zwei Hälften zu spalten, wie die Köche Arlesbeere zum Einmachen zerschneiden, oder Eier mit Haaren zertheilen. So oft einer nun auf diese Art halbirt war, muſste ihm Apollo das Gesicht und den halbirten Nacken vorne nach dem Schnitt zu drehen, damit sie fleiſsig an das

Zerschneiden erinnert und dadurch bescheidener werden möchten. War dieses geschehen, so zog Apollo die Haut in der Gegend, die nun der Bauch heiſst, von allen Seiten zusammen, ungefähr so, wie man einen Beutel oben zusammen schnürt, so daſs nur eine einzige Oefnung blieb, die er in der Mitte des Bauches zuknûpfte, und die jetzt der Nabel heiſst. Alsdann nahm er eine Falzzange, womit die Schuster das Leder über den Leisten glatt ziehen, wölbte damit die Brust, und glättete die entstandenen Runzeln aus. Ein Paar lieſs er aber doch um Bauch und Nabel stehen, damit auch hier ein kleines Andenken von der ehemaligen Züchtigung übrig bliebe."

„Nachdem nun diese Bisection unsers Wesens glücklich vollendet war, fingen die getrennten Hälften an, sich nach einander zu sehnen, umschlosſen sich mit ihren Armen so fest, und hielten sich so innig an ein-

ander, als wollten sie wieder in ein Wesen zusammenfliefsen. Keine wollte ohne die andere etwas verrichten, und so starben sie endlich mit einander aus lauter Hunger und Nichtsthun. Starb aber nur die eine, so suchte die verlassene wieder eine andere etwa männliche oder weibliche Hälfte, schlofs sich an sie an, und starb so mit ihr umschlungen."

„Jupiter liefs sichs endlich der armen Sterblichen erbarmen, und sann auf ein anderes Mittel ihnen zu helfen. Bisher hatten die Menschen nicht sich durch wechselseitige Begattung, sondern wie die Cicaden durch Befruchtung der Erde fortgepflanzt, und ihre Geschlechtstheile standen nach hinten zu. Nun versetzte Zevs diese an die Vorderseite, und traf die Einrichtung zur wechselseitigen Begattung, damit durch die Umarmungen des Mannes und des Weibes das Geschlecht fortgepflanzt,

und wenn Mann und Mann sich umarmen, wenigstens die Geschlechtslust gestillt würde, damit diese heftige Leidenschaft ihnen endlich Ruhe liefse, auf nützliche Geschäfte zu denken, und für ihren Unterhalt zu sorgen."

„Seitdem ist die Liebe ein Naturtrieb der Menschen, ein Drang, die ursprüngliche Beschaffenheit wieder herzustellen, zwei Wesen in Eins zu verbinden, und die Verstümmelung der menschlichen Natur wieder aufzuheben."

„Jeder von uns ist also nur ein Fragment, aus einem in Zwei getheilt, wie die Schollen *), und jeder sucht nun seine von ihm getrennte Hälfte."

„Nun sind aber einige Hälften der eigentlichen Zwitter, die zweierlei Geschlecht hatten. Der männliche Theil von diesen

*) Ein Geschlecht von Fischen.

liebt die Weiber, und diese Klasse hat uns die meisten Buhler geliefert, so wie der weibliche Theil von ihnen, der die Männer liebt, die meisten Buhlerinnen. Die Hälften der ehemaligen Doppelweiber sind gleichgültig gegen die Männer, und lieben nur ihr eigenes Geschlecht: daher die *Tribaden.* Die Hälften der vormaligen Doppelmänner aber fühlen eine Neigung zum Männergeschlecht. So lange ihre Jugend dauert, lieben sie, als Theilchen von einem Manne nur Männer, und finden Vergnügen in ihrem Umgange und in ihrer Umarmung, und dies sind die edelsten Knaben und Jünglinge, weil sie von Natur die männlichsten sind."

„Mit Unrecht hat man sie der Unzüchtigkeit beschuldigt; denn nicht Unzucht, sondern inneres Gefühl ihrer männlichen Kraft und männlicher Geist ist der Grund ihrer Neigung zu ihrem Geschlecht. Dies

zeigt sich offenbar dadurch, daſs nur solche Jünglinge im reiferen Alter die politische Laufbahn betreten. Zu Männern gereift, lieben sie selbst wieder Jünglinge; heirathen zwar und zeugen Kinder, aber nicht aus Neigung, sondern gezwungen durch das Gesetz; zufriedener, wenn sie unverheirathet im Umgange mit ihres Gleichen leben könnten.“

„Die Liebe zu Jünglingen und die Gegenliebe von diesen hat also offenbar keinen andern Grund, als weil jeder nach Vereinigung mit seiner Hälfte strebt. Hat der eine oder der andere seine eigentliche Hälfte gefunden: unausſprechlich ist dann das Wonnegefühl ihrer Zärtlichkeit, ihrer Vertraulichkeit, ihrer Liebe — und was kann man mehr sagen? — auch nicht einen Augenblick sind sie zu trennen. Wenn sie nun auch lebenslang in unzertrennlicher Vereinigung gestanden haben, so wiſsen sie

doch am Ende nicht zu sagen, was sie eigentlich von einander wünschen und verlangen. Befriedigung einer unreinen Lust kann es nicht seyn, was sie mit solcher Innigkeit vereinigt, und ihren Umgang zu einer Quelle so unerschöpflicher Freuden macht; sondern etwas anders ist es, wornach beider Seele sich sehnt, was sie aber nicht sagen, nur ahnden, nur im dunklen Vorgefühl rathen kann."

Wer erräth nicht auf den ersten Blick, dafs hier Plato die Liebe als ein aus Veranstaltung der physischen Natur entsprungenes Bedürfnifs unsers Wesens darstellt, dafs er das Glück derselben in dem Suchen und Finden *„seiner Hälfte,"* desjenigen Gegenstandes setze, der sich mit unserm Wesen in eine seelige Harmonie vereinige, dem wir vor allen andern den Vorzug geben, weil er nur allein uns alles das ergänzen kann, was uns zum Glück un-

sers Daseyns fehlt. Wer fühlt hier nicht die erhabene Idee des *Plato*, daſs durch die Einigung der physischen und moralischen Natur der beiden Geschlechter, durch eine aus dem Innern der Wesen entspringende karakterbildende Verbindung, einer den Reichthum des andern sich eigen mache, und die Liebenden so durch das Ringen ihrer Kräfte sich zur höchsten Energie des Handelns erheben. —

Doch wir wollen unsern *Plato* selbſt noch weiter hören. —

---

PLA-

## *Plato's Offenbarung aus den Mysterien der Philosophie der Liebe.*

Plato läſst in seinem Gastmahle den Sokrates dasjenige erzählen, was dieser von seiner geliebten Diotima über die Natur der Liebe gehört. „Die Liebe, sprach diese begeisterte Prophetinn, ist das Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten. Dieses Verlangen, als die wesentliche Beschaffenheit der Liebe, äuſsert sich durch die Zeugung im Schönen, so wohl im körperlichen als geistigen Sinne; alle Men-

schen empfinden nämlich, so wohl dem Körper als der Seele nach, einen Zeugungstrieb, wann sie ein gewiſses Alter erreichen. Diese Zeugung kann aber durch das Häſsliche nicht geschehen, sondern nur durch das Schöne. Eine Art der Zeugung geschieht durch die Vermischung des männlichen und weiblichen Geschlechts. Diese ist ein göttliches Werk, und Zeugung und Empfängniſs giebt dem sterblichen Menschengesclecht eine Art von Unsterblichkeit. Zeugung kann aber zwischen Wesen nicht vorgehen, die nicht in dieser Hinsicht mit einander zusammen stimmen. Nun stimmt aber mit dem Göttlichen nicht das Häſsliche, wohl aber das Schöne zusammen. Folglich vertritt die Schönheit gleichsam die Stelle der Parze, und der Eiletethyia bei der Zeugung, Wenn sich nun ein vom Zeugungstriebe belebtes Wesen, mit einem schönen Gegenstande gattet, so wird es in

Wonne und Entzückung aufgelöset, und es erfolgt Zeugung und Befruchtung; trift es aber auf einen häfslichen Gegenstand, so kehrt es sich mit Widerwillen und Mifsmuth weg, zieht sich in sich selbst zusammen, und, anstatt zu zeugen behält es den Bildungsstoff unter sehr unangenehmer Empfindung zurück. Daher diejenigen, die einen sehr lebhaften Bildungstrieb empfinden, sich mit grofsem Eifer um den Besitz eines schönen Gegenstandes bewerben, weil sie dadurch von dem schmerzhaften Drange der Zeugungstriebe befreit werden. Die Liebe ist also nicht Hang zum Schönen, sondern nach dem Zeugen und Empfangen durch das Schöne, denn Zeugen und Empfangen ist für die sterblichen Wesen ein unaufhörliches Entstehen, und giebt ihnen eine Art von Unsterblichkeit. Da die Liebe ein Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten ist, so mufs sie auch

Unsterblichkeit zu ihrem Gegenstande haben. Aber das allgemeine Streben nach Unsterblichkeit äufsert sich auf verschiedene Art. Einige Menschen, bei welchen ein mehr körperlicher Bildungstrieb herrscht und die eben darum eine stärkere Neigung gegen das weibliche Gesclecht fühlen, hoffen Unsterblichkeit, Nachruhm und Glückseeligkeit durch Kinderzeugen zu erlangen. Andere, bei welchen sich mehr geistiger, als körperlicher Bildungstrieb zeigt, fühlen mehr einen Drang, etwas zu erzeugen, was der Natur des Geistes gemäfs ist, das heifst, was auf Weisheit und Tugend Beziehung hat. Zu diesen gehören nicht nur alle Dichter, die Schöpfer ihres Stoffes, fondern auch von den Künstlern alle die, die Selbsterfinder sind. Der alleredelste nud. schönste Zweig dieser Philosophie ist aber ohne Zweifel die Kunst Staaten und Familien zu regieren, die Weisheit und Gerechtigkeit, wie sie

deswegen auch vorzugsweise genannt wird Wer nun aus diesem edleren Theile des Menschen den Keim zu einem solchen Produkt des Geistes schon von seiner Kindheit an in sich trägt, der hat etwas Göttliches in seiner Natur. Der Trieb zum Erzeugen erwacht in ihm, so bald er zu einiger Reife gedeiht. Auch in ihm entsteht dann ein Streben nach einem schönen Gegenstande, durch welchen der in seiner Seele vorhandene Stoff entbunden werde. Sein Zustand bringt es also mit sich, daſs er auch Körper, und zwar die schönen mehr als die häſslichen liebt. Findet er aber einen schönen Körper, mit einer schönen, edlen, fähigen Seele vereint, so wird seine ganze Zuneigung von diesem zweifach schönen Gegenstande gefesselt. Sein ganzes Herz öfnet sich sogleich gegen einen solchen Menschen; er sucht ihn zu unterrichten, er schildert ihm die Eigenschaften der Tu-

gend, er lehrt ihn, was ein rechtschaffener Mann seyn und wie er handeln müſse. So geschieht es dann, daſs dasjenige, was zuvor in seiner Seele noch unentwickelt im Keime lag, durch diese Vereinigung mit einem schönen Gegenstand gleichsam geboren wird, und diese neugeborne Ideen durch die beständige Erinnerung an den geliebten Gegenstand von ihnen gemeinschaftlich groſs gezogen werden. Deswegen ist auch das Band, das zwei solche Wesen vereinigt, weit fester als die Bande zweier Sinnlichliebenden; ihre wechselseitige Liebe weit dauerhafter, weil die Geisteskinder, welche aus ihrer Vereinigung hervorgehen, schöne für die Unsterblichkeit gereifte Früchte sind. Wer sollte nun nicht lieber wünschen solchen Kindern, als sterblichen Wesen, das Daseyn gegeben zu haben.„

Hierauf fährt *Diotima* fort, ihren Schüler in den höheren Graden der Mysterien

vollends einzuweihen, und ihn zu lehren, wie er sich zur vollkommensten Liebe empor schwingen, und durch sie allein zum Genuſs der höchsten Schönheit vorbereiten solle.

"Gewöhne dich frühzeitig *), spricht sie, zu Betrachtung schöner Menschengestalten, studiere sie, erforsche ihre Verhältniſse, und entwickele deinen Schönheitssinn. Du wirst die Schönheit des Körpers weit höher schäzzen, wirst Schönheit in Handlungen, und durch einen neuen Fortschritt, Schönheit in den Wiſsenschaften entdecken. Es verräth einen sclavisch denkenden beschränkten Kopf, die Schönheit nur in einem einzelnen Menschen, in einer einzelnen Handlung finden zu wollen. Du wirst das groſse Meer des Schönen durchschiffen, und im Beschauen so mannigfaltiger schöner

*) Frei und verkürzt übersetzt.

Gegenstände neue Ideen erzeugen, und von Stufe zu Stufe zu einer Philosophie emporsteigen, welche das Schöne selbst zum Gegenstande hat. Hier stehest du nun am Ziele, wohin alle vorhergegangne Bemühungen allein abzweckten; dir offenbart sich nun mit einemmale der Anblick der ewigen Urschönheit, jenes ausserordentlichen Wesens. Ewig ist diese Schönheit, keinem Entstehen und keinem Vergehen, keinem Zuwachse und keiner Abnahme unterworfen. Sie ist nicht hier schön, dort häſslich; jetzt schön, dann abscheulich; dem einen hold, dem andern herbe; in diesem Verhältniſs liebenswerth, in jenem widerwärtig. Sie ist nicht Schönheit des Leibes, nicht der Rede, nicht der Phantasie, nicht der Wissenschcften. Sie ist kein Attribut irgend eines Subjekts, weder des Himmels, noch der Erde, noch irgend sonst eines lebendigen Wesens. Sie ist wesent-

lich, selbstständig, durch sich selbst, von sich selbst, nur sich selbst gleich und ewig. Alles, was sonst schön ist, ist nur schön durch sie, durch Theilnehmung an ihrer Schönheit, doch so, daſs wenn das abgestammte Schöne vergeht, das uranfängliche weder verliert noch leidet. Dies Anschauen der ewigen Schönheit ist das Ziel, wonach die Liebe stufenweise fortschreiten soll, von der Liebe eines schönen Körpers zu zweien, von zweien zu mehrerer, von mehreren zu allen, von den schönen Körpern zu schönen Seelen, von schönen Seelen zu schönen Handlungen, von schönen Handlungen, zu schönen Wissenschaften, bis du endlich bei derjenigen Erkenntniſs aufhörst, welche nichts als das unbedingte Schöne zum Gegenſtand hat, und du nun, eingeweiht in den letzten Grad der Geheimnisse dieser Weisheit, die *Urschönheit* selbst erkennest. Hier, wo der Mensch zum An-

blick der ursprünglichen Schönheit selbst gelangt ist, wird sein Leben erst ein wahres Leben. Alle Erdenschönheit, die dich schon in unaufhörliche Anschauung hinzaubert, wird dir nun nicht mehr genügen; du geniefsest des unausfprechlichen beneidenswerthen Glückes, die Urschönheit selbst, ächt, rein, unvermischt, nicht verbunden mit körperlicher Mafse Farben oder anderm vergänglichen Tand, sondern in ihrem göttlicheu Glanze; in der ganzen Reinheit ihrer Form zu erblicken, sie zu betrachten, daran zu hangen, daran dich unaufhörlich zu weiden, zu grofsen Thaten entflammt zu werden, Tugend aus Tugend zu erzeugen, dann Liebling der Götter zu sein — ja, wenn es irgend eines Sterblichen Loos ist! — durch Thatenruhm der Unsterblichkeit Erbe zu sein. —

Wer zweifelt nur einen Augenblick, dafs Plato, diese Urschönheit, nichts anders war,

als das höchste Wesen; und alles von ihm in die ganze Natur übergegangene Schöne! Wahrlich ein hoher, seelenerhebender Gedanke, den ein Grieche schon vor zwei tausend Jahre faſsen konnte, welcher nur von denen für Schwärmerei gehalten werden kann, die nicht begreifen können, zu welcher hohen Stufe von Geistesbildung das feinere Gefühl, und die äusserste Empfindbarkeit die griechische Nation empor hob; denen daher ihre Tugenden und Laster in einem gleich falschen Glanze erscheinen.

Unter wie mancherlei Namen und Einkleidungen, dies schöne eine unerschöpfliche Fülle der feinsten Jdeen und Empfindungen darbietende System der Liebe vorgetragen ward, ist überall der Hauptsatz kennbar: " Liebe vereinige die Wesen, wie Haſs sie scheide: in Liebe und Vereinigung gleichartiger Dinge bestehe aller Genuſs der Götter und Menschen: Sehnsucht und Ver-

langen seyen die steten Begleiterinnen der Liebe, die starken und doch zarten Arme, die allen Genuſs herbei führen und vorbereiten, ja die selbst den gröſsten Genuſs vorahndend gewähren, und wodurch die Liebe alles in Ordnung erhalte, und zu dem *Einen* leite, der die Quelle alles Lichts ist, wie aller Liebe. "

Jndessen ward auch bald die andere Seite des Systems sichtbar, daſs diese Liebe Gränzen habe, daſs eine völlige Vereinigung der Wesen in unserm Weltall selten oder gar nicht ſtatt finde, daſs also auch die Bande dieſer Vereinigung, immerwährendes Beſtreben, in gröſster Anſtrengung nachlassen, und ſtatt des Genuſses Ueberdruſs und Sättigung gewähren müsse. Man bemerkte bald, daſs auch in diesem Geſetz Weisheit liege, weil der Schöpfer hierdurch eben so sehr für den festen Beſtand einzelner Wesen gesorgt habe, wie er durch

Liebe und Sehnsucht für das milde Vereinigen mehrerer Geschöpfe sorgte. Man sahe, daſs diese beiden Kräfte, die in der geistigen Welt das sind, was in der körperlichen Anziehung und Zurückstoſsung sein möchten, zur Erhaltung und Festhaltung des Weltalls gehören. *Empedokles* machte daher *Haſs* und *Liebe* zu Bildern der Schöpfung: durch Haſs sagt er, werden die Dinge getrennt und jedes einzelne bliebe was es ist; durch Liebe werden sie verbunden und geselliger zu einander, in so fern sie sich nämlich ihrer Natur nach, gesellen konnten: denn freilich auch über die Liebe, sagten die Griechen, herrscht das Schicksal; und Nothwendigkeit, die älteste der Gottheiten, ist mächtiger als die Liebe.

So erhaben und rein das Bild der Liebe ist, das uns *Plato* aufstellt, so ähnlieh sie selbst derjenigen ist, welche unsere Vernunft als Grundsatz unserer Handlungen

uns gebiethet, so können wir doch von diesen, weit aus dem Gebiete der Erfahrung liegenden Jdeen keinen Gebrauch machen, wenn von der Liebe als Leidenschaft die Rede ist. Jch werde daher diese geistigen Zonen verlaſsen, und in die niederen, aber fruchtbareren Gegenden der Sinnenwelt zurückkehren müſsen, wo Erfahrung uns den Stoff giebt, um die Realität unserer Vorstellungen und Empfindungen daran zu prüfen. —

---

## *Nähere Entwickelung des Wesens der Liebe.*

Die Zunft der Philosophen vereinigt sich immer mehr darüber, daſs den Formen unsers Vorstellungsvermögens, der Stoff nur allein in der Erfahrung gegeben werden müſse, und daſs also die *Sinnlichkeit* eine eben so nothwendige wesentliche Eigenschaft des Menschen sei, als die *Vernunft*, und der Mittler zwischen beiden, der *Verstand*, und der Mensch also *Mensch* seyn müſse.

Der Zweck unſers Daſeins iſt keinesweges, wie die platoniſche Schule lehrte, uns von aller Sinnlichkeit los zu machen, durch die allein wir nur fähig ſind, uns die Theilnahme an reinen, hohen Gefühlen, an edlen Freuden zu verſchaffen, und uns eben dadurch zu der Stufe zu erheben, wo wir nicht blos als *organische Weſen*, ſondern als *Menſchen* genieſsen.

*Liebe* in der allgemeinen Bedeutung genommen, iſt eine Empfindung, welche auf Neigung gegen die Menſchen beruht. Gegenſtand und Empfindung sind alſo die beiden Hauptmerkmale der Liebe. Jn Anſehung des erſten, führt die Geſchlechtsverſchiedenheit zu einer näheren Beſtimmung der Liebe, nämlich *der Geſchlechtsliebe und der Freundſchaft*. — Freundſchaft, Empfindung eines beſondern Wohlwollens, die jüngere und ernſtere Schweſter Liebe, kann zwar auch bei der Verſchiedenheit des Geſchlechts ſtatt

finden,

finden, aber es ist alsdann diese Verschiedenheit kein nothwendiges wesentliches Stück, es ist zufällig, es ist gleichgültig, dass der Gegenstand vom andern Geschlecht ist.

In Ansehung der *Empfindung* bezieht sich die Liebe entweder auf geistigen und körperlichen Genuss zugleich, oder auf körperlichen allein; in jenem Falle erhält sie den Namen der *feinern*, in diesem den der *grobsinnlichen Liebe.*

Die *grobsinnliche* Liebe ist ein Naturtrieb, der der ganzen thierischen Körperwelt als Instinkt eingepflanzt ist. Nur dem Menschen allein, sind neben dem Instinkt noch höhere Gesetze von der Vernunft gegeben worden.

Wenn er als Theil der Körperwelt dem Instinkt unterworfen sein musste, so ist er als ein vernünftiges Wesen, Gesetzgeber der Natur, Herrscher über sich selbst als Sinnenwesen. Es ist also Pflicht für ihn, als

ein freies Wesen zu handeln, und nicht den Gesetzen der Sklaverei als bloſses Thier zu gehorchen. — Aber eben, weil alles umher nach physischen Gesetzen auf uns wirkt, sind auch wir geneigter diesen Gesetzen gegen uns gemäſs zu wirken; es wird uns so leicht, eben darnach zu handeln.

Jst der Hauptzweck der Liebe, Befriedigung des Jnstinkts, so ist sie *grobsinnlich*, gleich viel ob sie von bürgerlichen Gesetzen gebilligt wird oder nicht. Man nennt diese Liebe auch die *epikuräische*, im Gegensatz der *platonischen*.

Zwischen der *platonischen* und *epikuräischen* Liebe liegen jedoch noch Mittelgefühle, die sich in den feinern Nuanzen der Sinnlichkeit verlieren, deren Gränzlinie aber vielleicht nur der Pinsel eines Apelles genau zu bezeichnen vermöchte. —

Die Liebe ist nicht allein in Ansehung ihres Gegenstandes, sondern auch des *Ur-*

*sprungs* der Empfindung von der Freundschaft verschieden. Liebe wird nämlich durch *äussere*, Freundschaft durch *innere* Vorzüge erzeugt; Freundschaft ist also eine durch Urtheile und Vernunft hervorgebrachte Empfindung, die vom Kopf zum Herzen geht; die Liebe hingegen bemächtiget sich zuerst unsers Herzens, und rechtfertigt sich dann erst durch die Vernunft, und vor derselben.

Liebe, in der gewöhnlichen Bedeutung, wird durch äussere Vollkommenheiten erzeugt, und ist also auf Sinnlichkeit gegründet; sie ist aber desto *sinnlicher*, jemehr der Trieb nach äusseren Empfindungen strebt, desto *reiner*, je mehr der Trieb innere Empfindungen zum Gegenstande hat. Von der ersteren Art war die Liebe des *Kardinals* zur *Lauretta* Pisana, von der zweiten *Petrarcha's* Liebe zu seiner *Laura*, das Mittel zwischen beiden hält St. *Preu's* Liebe zu *Julie*.

Reine Liebe muſs sich also auf äussere und innere Vollkommenheiten gründen. Jene beziehen sich hier anf kötperliche Schönheit, oder an deren Stelle auf das, was man *Gefallen* nennt; diese beziehen sich auf Eigenschaften des Geistes, die uns angenehm und nützlich scheinen, es mögen beide wahr oder eingebildet sein, gleichviel! wir lieben eine Person wegen ihrer geistigen und körperlichen Vollkommenheiten, weil sie uns in undeutlichen Vorhersehungen erwarten lassen, daſs der Genuſs der genauen Verbindung uns einen hohen Grad des Vergnügens gewähren wird.

Will man sich zwei Wesen einander genieſsend vorstellen, so muſs man sie sich vereinigt denken, beide zusammen als *Ein Wesen.* Das Verlangen nach der Vereinigung muſs also desto lebhafter, oder vielmehr der Grad von Anziehungskraft der Seele muſs desto gröſser sein, je mehr

*Gleichartiges* sie in dem begehrten Gegenstande entdeckt, weil eben auf diesen Grad des Gleishartigen der Grad der Möglichkeit einer vollkommenen Vereinigung beruht. Man wird z. B. eine schöne Statue weniger als seinen Freund, diesen weniger als seine Geliebte, seine Geliebte weniger als das höchste Wesen lieben. Daher kommts, daſs die Religion gröſsere Enthusiasten macht als die Liebe, die Liebe gröſsere als die Freundschaft, diese gröſsere als die gewöhnliche Lust an leblosen Gegenständen.

Jede Begierde nach sinnlichem und geistigem Genuſs, alles Verlangen der Freundschaft und Liebe, strebt nach Vereinigung mit dem Begehrten, weil es in ihm den süſsesten Genuſs des eigenen Daseins ahndet. Die Gottheit hat es weise und gut gemacht, daſs wir unser Dasein nicht in uns, sondern durch *Reaction* gleichsam in einem Gegenstande ausser uns fühlen sol-

len, nach dem wir also ſtreben, für den wir leben, und in dem wir doppelt und vielfach sind. Ja sie hat die Menge anziehender Gegenstände, die sie in uns legte, in so mancherlei Entfernungen gesetzt, mit so vielen Graden und Arten der Anziehungskraft begabt, daſs eben hier durch ein sanftes unaufhörliches Seitenspiel der Empfindungen in uns möglich ward, und unser Leben gleichsam eine Harmonie des Verlangens, einer immer reinern, unersättlichen, ewigen Sehnsucht würde. —

Selbst in den schönen, groſsen Leidenschaften zeigt uns die Natur das Streben nach Vereinigung. Unstreitig ist es nicht Erfindung der Menschen, nicht Gewohnheit der Erziehung, wenn wir Aeltern und Freunde umarmen; wir drücken sie an unsere Brust mit einer Kraft, die gleichsam mit unserer Liebe verhältniſsmäſsig sein soll. Man sehe diese zärtliche Mutter, und

auf ihrem Schoſse den Säugling, wie sie ihn an den Busen drückt! wie sie ihn mit Küssen überschwemmet! Man untersuche den Mechanismus dieses Kusses, wie ihn Lucrez so bewundernswürdig schildert:

*Et tenet adſuctis humectans oscula labris,*

man wird ſinden, daſs die Seele alle Mittel sucht, sich mit dem geliebten Gegenstande wesentlich zu vereinigen.

Die Mittel deren sich die Seele bedient, sich der begehrten Einigung zu nähern, sind *physisch* und *geistig*.

Bei dem groben sinnlichen Genuſs ſindet völlige Vereinigung ſtatt, oder wenigstens weiſs uns die Natur einen Augenblick zu täuschen; denn so lebhaft auch das Verlangeu nach körperlicher Vereinigung ist, so vorübergehend ist doch der grobe sinnlicheGenuſs; der Gegenstand ist augenblicklich verschlungen, zerstört. Gewissermaſsen ist auch hier der feinste Genuſs vor dem Genuſse; der Appe-

tit nach einer schönen Frucht ist angenehmer, als die Frucht selbst; das Auge macht die Zunge am lieblichsten lüstern, oder wie *Lukrez* von einem andern Sinne sagt:

*Voluptatem praesagit multa cupido.*

Das *geistige* Mittel der Wesenvereinigung besteht darin, daſs man sich den begehrten Gegenstand mehr gleichartig, ihn sich von mehreren Seiten sinnlich zu machen sucht, d. i., daſs man die Möglichkeit der Einigung, nach der unsere Seele strebt, mehret. Aber auch hierzu bedürfen wir der Organe, wir bedienen uns der edleren Sinne des Gesichts und Gehörs, zur Theilnehmung an den innern Vorzügen des begehrten Gegenstandes; in den Augen, in den Mienen lesen wir das Gepräge einer edlen Seele, und im Wechsel der Rede offenbaren wir uns unsere Gedanken, suchen die unsrigen mit den andern, und diese mit den unsrigen zu vereinigen, und

wechselseitig durch ein gemeinschaftliches Jnteresse vollkommner zu werden.

Die reinste Liebe würde sich also mit dem Anschaueu und der mündlichen Unterhaltung genügen; und wenn wir *platonische* Liebe als existent annehmen, so wird nur diese Art darunter verstanden werden können. Dieser Trieb blos nach innerer Empfindung, diese reinste Liebe ist möglich, ja sie wird unter Menschen gefunden, ob sie gleich unerklärbar ist, nämlich in so fern, daſs, ungeachtet dieser reinste Genuſs befriedigt, dennoch Verschiedenheit des Geschlechts erfordert wird. Diese Liebe ist eben daher ein von der Freundschaft sehr verschiedenes, ein weit lebhafter empfundenes inniges Gefühl. Worin liegt es nun, daſs Anschauung und Unterhaltung bei gleicher, ja bei höherer Schönheit des Körpers und der Seele, bei ein und demselben Geschlecht eine ganz andere Empfin-

dung bewirkt? daſs hier Freundschaft und Liebe so verschieden ist? Wem die Antwort: daſs Geschlechtstrieb bei aller Liebe, wenn gleich noch so verborgen, selbst *unbewuſst*, dennoch zum Grunde liege, nicht befriediget, der wird auch in der mystischen, über die Menschheit hinausgehenden Erklärung des *Plato* keine Befriedigung finden, der sie nur in dem Bewuſstsein der Gegenliebe setzt, wodurch eines in dem andern lebe, dergestalt, daſs jedes Ding ausser uns, jede Begebenheit in unsern Gedanken mit dem geliebten Gegenstande in Beziehung gesetzt werde. Wir sind in uns beständig mit ihm beschäftiget, und wünschen, hoffen oder wissen, daſs auch wir auf diese Art dem andern immer gegenwärtig sind. — Aber werden wir wohl bei allem diesem ruhig und glücklich sein können, ohne den geliebten Gegenstand zu sehen und zu sprechen? Und streben wir

nach Anschauung und Unterhaltung, ist dies nicht schon körperlicher Genufs? Platonische Liebe, so geistig auch immer die feinsten Nuanzen ihres Genufses sein mögen, läfst sich nicht ganz entkörpert denken. —

Versteht man unter dem Genufs platonischer Liebe den Ideengenufs körperlicher Schönheit, so legt man *Plato* einen Sinn unter, der seinem ganzen Syftem widerspricht. *Plato* redet nur von geistigen Eigenschaften, die mit dem Geist genossen werden müssen, und auch nicht anders genossen werden können; nicht aber von der wahnsinnigen Vergeistung der Körper, aus der nur zu oft grobe Sinnlichkeit entsteht. Dafs dieser Genufs nicht geistig sei, sehen wir daraus, weil er den Körper zerstört und den Geist nicht befriedgit; er sündigt am Nervensaft, wie die zu grobe Liebe am Fleisch und Blut, und zeigt alfo eben damit, dafs er kein wahrer Genufs, keine glückliche

Beschauung der Art sei, wo der geliebte Gegenstand mit uns Eins wird.

Je geistiger der Genufs ist, desto dauernder ist er, desto mehr ist auch sein Gegenstand aufser uns dauernd, aber desto schwächer ist er auch, denn sein Gegenstand ist und bleibt aufser uns und kann eigentlich nur im Bilde, d. i. wenig oder gar nicht mit uns vereinigt werden. Das Auge wird zu sehen nimmer satt, weil das Herz dabei unbefriedigt bleibt. Was der Dichter vom unvollkommenen Genufs der Liebenden sagt, gilt auch hier:

*Nil datur praeter simulacra fruendum!*
*Ut bibere insomnis sitiens cum quaerit et humor*
*Non datur, ardorem in membris qui stingere possit*
*Sed laticum simulacra petit frustraque laborat*
*In medioque sitit torrenti flumine potans.*

Und in der That scheinen dies auch die Liebhaber dieses Sinnes, die ihn bis zur

Wollust, bis zum höchsten Genuſse ausgebildet haben, zu fühlen; sie suchen sich das Bild zu beleben. Wohl ihnen in dem ſüſsen Traum ihres geistigen Wahns! —

Die Natur sahe, daſs jene reine himmlische Flamme für menschliche Wesen zu fein wäre; ſie gab uns daher den edlen Genuſs der Liebe in einer körperlichen Einkleidung, deſſen höchsten Grad der Entzückung wir freilich nicht da suchen sollen, wo uns ein Augenblick irrdischer Vereinigung täuscht; er iſt vielmehr in jenem erſten glücklichen Finden, in jenem unbeschreiblich süſsen Augenblick, da zwei Seelen sich das, was tausend Zungen nicht auszusprechen vermögen, sagen: daſs sie sich lieben.

Wenn es einen Augenblick himmlischer Wollust und reiner Vereinigung verkörperter Wesen hier auf Erden giebt, so ists dieser, — der einzige, erste und letzte Augenblick

himmlischer Wonne, und nach ihm alles nur darbender Genuſs. —

Die Mythologie irgend eines Asiatischen Volks theilt ihre Zeiträume des höchsten Alterthums der Welt so ein, daſs die Menschen — damals noch paradiesische seelige Geister — sich Jahrtausende zuerst durch Blicke, nachher durch einen Kuſs, durch eine bloſse Berührung geliebt hätten, bis sie endlich zu den niedrigen Arten des Genuſses allmählig erst in langen Zeiträumeu hinab gesunken wären. —

Der Augenblick jenes geistigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch einen Blick setzt uns gleichsam in diese Zeit zurück, und mit ihr in die Freuden des Paradieses. Jn ihm genieſsen wir *zurückempfindend*, was wir so lange suchten, und uns selbst nicht zu sagen vermochten; in ihm genieſsen wir *vorempfindend* alle Freuden der Zukunft, nicht ahndend, sondern

habend, ja mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln, selten hinzuthun; und oft thut sie ab, sie vermindert den Wahn des Genuſses bei dem Genuſse.

Jener Augenblick ist der, da Pſyche den Gott der Liebe erblickt, den sie so lange verschleiert liebte; die Fackel entfällt ihren Händen, und alle Freuden seeliger Liebe sind plötzlich verschwunden. —

Seelen, die zur treuesten, reinsten, edelsten Liebe geschaffen sind, fliehen zögernd diesen Augenblick des Verraths, ja sie zittern vor ihm als vor einem tödenden Feinde. Das zärtere Geschlecht fühlt es, wie viel die Flamme der Liebe mit jedem Genuſs verliere, wie bei ihrem Ausbruch ihre innere Kraft sich schwächt, die reinen Gefühle himmlischer Wonne schwinden. Keusch und heilig sucht es das Geheimniſs im Herzen des Liebenden zu bewahren, sobald es desselben gewiſs iſt, und nichts macht sich

gewisser als dieses. Das Geheimniſs wird gleichsam entweiht, wenn es nur die Lippen berührt; es erſtirbt schon im ersten Kusse, im ersten Seufzer. *Pſyche* verliert ihre himmlische Fittige, sobald sie zur Materie herabsinkt.

Aber diese rein platonische Liebe, wo innere Empfindung, Befriedigung der höheren Sinne uns genüget, ist nur eine Frühlingsblume des Erdenlebens, die der Jüngling und das Mädchen im blühenden Lenze ihrer Jahre genieſsen.

Das Lächeln der Unschuld ist noch auf dem Munde des Jünglings, Leben und Wärme in seinem Blicke, Heiterkeit und Verlangen auf seiner Stirne, die noch nicht durch Erfahrung und Nachdenken ernst und trübe gemacht wird. Gering ist die Masse seiner Kenntnisse, ungeübt das Vergnügen seines Geistes; aber voll ist die Kraft im Empfinden, und alles, was an jenem ihm

mangelt,

mangelt, ersetzt ihm diese. Wie Adam in Eden, sucht er nun was ihm gleich sei, um auszufüllen das Leere. —

Noch ungewohnt in sich, nur gewohnt in andern zu leben, sucht er den Gegenstand, in dem er leben und sein könne. So wird ihm das Bedürfniſs, so endlich das Vollgefühl der Liebe. Den geliebten Gegenstand sehen, ist ihm Wonne, und sich geliebt wiſsen aller Wünsche Befriedigung.

Alle Menschen, die ihn umgeben, glaubt er gut und ohne falsch, denn er ist es; er bestrebt sich, sie alle glücklich zu wissen, denn er ist es. Die ganze Natur lacht ihm im reinen Schöpfungsgewande entgegen, denn reine Liebe ſtrahlt ihm ans dem Auge der Geliebten; alles ist ihm Harmonie, denn er ist geliebt; ihm mangelt nichts, denn er ist geliebt; alles ist ausgefüllt, alles befriedigt; denn er ist geliebt. —

Er wähnt in diesem Gefühle unaufhörlich leben zu können: er kann keinen höheren Begrif von Menschenglück fassen, ja er mag keinen höheren Begrif selbst von der Seeligkeit der Zukunft wagen. —

So ganz ausgefüllt, so ganz befriediget, würde der Besitz einer Welt nichts hinzu zu setzen vermögen, um keinen Punkt höher in der Schöpfung ihn heben können.

Sei es Wahrheit oder Täuschung, gleichviel für den Liebenden! Und wer hat all das in ganzer Fülle empfunden, und wünscht nicht zurück diese paradiesische Zeit. —

Aber darum ist die Liebe für den reifenden Mann nicht minder beseeligend, der nun seine Begriffe von Vollkommenheit richtiger bestimmt, der seine Kenntnisse und Erfahrungen erweitert, dessen Empfindungskraft aber eben dadurch schwächer, dessen Einbildungskraft kühler wird. —

Auch das Höchste des reinen sinnlichen Genufses, der äufsern Empfindung, — der *Kufs der Liebe*, schliefst noch reine Liebe des *zweiten Grades* in sich. Sie verliert dadurch nichts in ihrer Reinheit, wenn sie ursprünglich rein war. Es ist aber dies die höchste Befriedigung, die äufserste Vereinigung der rein Liebenden, und wer nun noch andere Wünsche in sich fühlt, als die der Wiederholung, — hat ursprünglich nicht der Göttin von Cypern, sondern der von Paphos geopfert. Hier ist der Gränzftein, wo sich das Land dieser beiden Gottheiten scheidet. —

Wenn dem Kufs der Liebe noch etwas mehr körperlicheres folgt, so hört zwar die Liebe des zweiten Grades auf, sie wird sinnlich, körperlich, ohne jedoch zur grobsinnlichen herabzusinken. Diese kann der reinen, ursprünglich und bis dahin dauernd reinen nie folgen, denn ihr Zweck und

ihre Triebe sind sehr verschieden. Sie würde noch immer reine, aber schon ganz sinnliche Liebe zugleich, im Gegensatz der ganz reinen Liebe, genannt werden, sie würde Liebe des *dritten Grades* sein. —

Glückliche und weise Veranstaltung in der Natur, dafs alle Dinge einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen, dafs selbst im physischen und moralischen Menschen beständig etwas vergeht, während auf der andern Seite etwas Neues entsteht. —

So paarte die Natur jenen kurzen trügenden Wahn der innigsten Vereinigung mit Freundschaft, und beglückte uns von Seiten des Körpers mit dem electrischen Funken ihrer Allmacht, durch den aus einer uns unbegreiflichen Verbindung zweier Wesen *Ein drittes* wird, gleichsam ein Geschöpf der Liebe, des Verlangens und der vollendeten Sehnsucht.

Die feurige Kette schlingt sich also weiter;

zwischen der Dürftigkeit und dem Ueberfluſs wird an ihr ein neues Glied geknüpft, in dem der Funke der Sehnsucht weiter zünde. —

Ueberhaupt lieſs der Schöpfer keinen Grad der Vereinigung der Wesen in seiner Natur ohne Frucht. Die erste Stufe von sinnlichem Genuſs, nach dem auch schon das Kind sauget, giebt uns *Lebensaft*; er bereitet uns ein Edleres aus einer schlechteren Materie. Je feiner das Organ wird, desto geistiger sind die Kinder seines Empfängnisses: Düfte stärken und erquicken die Seele: Musik tröstet und labt das Herz. Die Bilder

*Simulacra pabula amoris*

führen dem Geiste zärtere Gedanken zu, als ihr Materielles selbst ist; und endlich Freundschaft und Liebe, jene die Ehe der Geister, diese die Ehe der Körper, bringen uns einen Becher des Genuſses mit den schönsten Früchten bekränzt. —

## *Genius der Liebe der Griechen und Römer.*

So ward unter allen Geschenken, womit die Gottheit das Menschengeschlecht beglückte, die Liebe das wohlthätigste, das mächtigste, den Menschen seiner Thierheit entwindende Triebrad, — der fruchtbarste Keim, der die ersten, Menschen veredelnden Gefühle zur Blüthe hervorbrachte. —

Schon im frühesten Zeitalter der Menschheit mufste daher diese Wesen zeugende, und Wesen kettende Kraft, dem Menschen als eine wichtige Anstalt der Schöpfung erscheinen. Kaum erringt er die erste Stufe

der Humanität, kaum gelangt er zu den ersten einfachen Begriffen und Beobachtungen, kaum schlingt Liebe mehrere Familien in ein gemeinsames Band, als er die Liebe zu feiern beginnt. —

Welchen richtigen Maaſsstab zur Beurtheilung der Naturanlagen und des Kulturgrades eines Volks, müssen uns daher nicht die Beobachtungen reichen, die uns die bald gröberen bald feineren Aeuſserungen eines Naturtriebes darbieten, an den sich die wichtigsten Züge der Handlungsweise jedes Menschen, ja ganzer Nationen so innig anschmiegen! —

Selbst bei den rohesten Nationen der Erde — vielleicht nur heutiges Tages die Eskimos, die Koräken und östlichen Jnſulaner ausgenommen — wird es auf irgend eine Art verkündigt, wenn das verschiedene Geschlecht den Bund der Liebe knüpft.

Andere mehr und weniger zusammenge-

setzte Feierlichkeiten bei alten und neuen Völkern, entleihen ihre Farben von dem Stoff den klimatische, religiöse nnd sittliche Kraft dem Menschen anschuf. Es sind daher bald von der feinsten Phantasie gewebte Symbole der Liebe und Treue; bald Zeremonien in die sich Religion, Aberglauben oder Schamhaftigkeit mischten, die Opfer der Jungfrauschaft, Reinigungen, Versöhnungen böser Gottheiten, Anstalten um sich die Treue von Weibern zu versichern, oder Bezauberungen abzuwenden, oder auch um die Verlobten mit Fruchtbarkeit zu seegnen, zum Gegenstand hatten; bald Gebräuche, die bei unedleren Nationen die Unterwürfigkeit des schwächeren Geschlechts bezeichnen, bald noch andere, deren Zweck wir oft nicht zu errathen vermögen.

Unter allen Nationen aber, die je die Liebe heiligten, verdienen

unsere vorzüglichste Aufmerksamkeit, die sich nie eine glückliche Liebe versprachen, wenn sie nicht zuvor mehrere Gottheiten gefällige Opfer gebracht hatten. —

Schon unter diesen gaben sich Liebende ihre Neigung dadurch zu erkennen, daſs sie den Namen des Geliebten und der Geliebten an Bäumen, an die Wände der Häuser, in Bücher, auf Blätter, mit dem Zusatze: *ich rufe mit Sehnsucht*, anschrieben. Auch schmückten sie die Thürpfosten der Geliebten mit Kränzen und Blumen, oder gossen Wein davor aus. Wenn die Sterblichen die Vorbilder waren, nach denen man die Unsterblichen bildete, so verehrte man die Wohnung eines Geliebten als den Tempel der Liebe schenkenden Gottheit selbst. —

Um zu erfahren, ob man in seiner Liebe glücklich sei, gebrauchte man mancherlei Mittel. Ein Hirt sagt beim *Theokrit:*

„Neulich, als ich erforschte ob du mich liebest, klatschte das geschlagene Mohnblatt nicht; es verwelkte fruchtlos auf der hohlen Hand. Auch Agröo wahrsagte, mir neulich, als sie Aehren las, aus dem Siebe, daſs mein Herz zwar ganz an dir hange, daſs du aber mich verachtest."

Um aber Liebe und Zuneigung zu erwecken, bediente man sich nicht selten gewisser Zaubermittel. Man gab den Geliebten Liebestränke, die oft so gefährlich waren, daſs sie rasend machten. Die *Thessalischen* Weiber waren sehr erfahren in Verfertigung dieser Tränke und in allen andern Zaubermitteln, um Liebe zu erwecken und zu erhalten.

Unter andern ward eine gewisse Ingredienz; *Hippomanes* genannt, dazu genommen über deren eigentliche Bestandtheile die Alten nicht einig sind. Die allgemeinste Meinung ist, es sei ein gewisser Schaum

gewesen, den die Pferdestute in den feurigen Augenblicken ihres Begattungstriebs verliert. (*Virus distillans ab inguine equae coitum maris appetentis et in furorem agens,* sagt *Plinius.*) —

Ein anderes Mittel war die Zunge des Wendehals, oder der ganze Vogel selbst.

*Pindar* sagt: die Cyprische Göttin, hat zuerst den wahnſinnig machenden Vogel zu den Menschen gesandt, und den weisen Jason Zaubergebete gelehrt, um dem Herzen der Medea kindliche Ehrfurcht gegen ihre Aeltern zu rauben.

Andere Ingredienzien dieses Zaubertranks führen Properz und Apulejus an, lezterer zählt deren folgende auf:

*Philtra omnia undique eruunt,*
*Antipathes illud quaeritur,*
*Trochisci, jynges, taeniae,*
*Radiculae, herbae, surculi,*

*Hur eae ilices, bichordilae,*
*Hinnientium dulcedines.*

Horaz, Theokrit und Virgil, gedenken noch einer Menge andrer Zaubermittel, die man hierbei gebrauchte.

Man trug diese Dinge bei sich; man verbrannte sie; man heftete sie dem Geliebten an, man vergrub sie an den Ort, wo er hin kam etc. Wie das Wachs das man brauchte, sollte der Geliebte zerschmelzen; wie das, was man von seinen Kleidungsstücken verbrannte, sollte er entbrennen.

Was ist wohl im Stande der einfältigen Natur natürlicher, als die Ursache von ungewöhnlichen heftigen Leidenschaften, oder von grofsen, wundervollen Thaten magischen Künsten oder höheren Wesen zuzuschreiben?

(Die Geschichte dieses Aberglaubens ist daher die Geschichte der menschlichen Schwachheit, deren ursprüngliche Quelle

nicht Betrug und Bosheit war, in der Folge aber leicht dazu benuzt wird; sie ist die Geschichte eines Kagliostro's, eines Mesmers, aller Planetenleser, Wahrsagerinnen und Kartenlegerinnen etc. also die Geschichte unsers Jahrzehends — der Existenz von vornehmen und niedrigen Pöbel.)

Dafs es auch Zaubermittel geben mufste, wodurch man sich von einer lästigen Liebe wieder befreien konnte, dies wollen wir der Konsequenz jener Gaukler und Gauklerinnen keineswegs absprechen. —

So wie man durch abergläubische Mittel sich Liebe zu erwerben suchte, so war man nicht minder bedenklich bei der Wahl und Schliefsung einer Ehe selbst. Man glaubte nämlich, dafs es viele Götter gebe, welche die Ehe verhinderten oder unglücklich machten, und die man auszusöhnen oder von ihrem Zorne abzuhalten suchte. So war *Diana* eine oft rächende Feindin

aller Jungfrauen, die sich aus ihrem Orden entfernten. Kaum ward daher ein Mädchen mannbar als es, diese Göttin zu besänftigen, in Körben ihr mancherlei Lekereien darbrachte. Und eben deswegen wurden auch vor der Hochzeit dieser Göttin Opfer gebracht.

In der Wiege der Humanität brachten die Griechen, ihre eheliche Liebe zu beglücken, dem *Himmel* und der *Erde* gefällige Opfer; denn wo konnte wohl der Einflus der Fruchtbarkeit sichtbarer seyn als hier. Die Götter, welche in der Folge der Hochzeit vorstunden, waren Jupiter, Juno, Venus und Minerva, denen auch die Parzen und Grazien als das Band der Liebe knüpfende und erhaltende Wesen zugesellt wurden.

Der Tag an dem man opferte war gewöhnlich der Tag vor der Hochzeit. Aus dem geöfneten Opferthiere wurde die Galle herausgenommen, und hinter den Altar ge-

worfen, denn die Götter, denen man die Liebe und Ehe heiligte, verabscheuten Zorn und Bosheit.

Der Hochzeittag selbst wurde mit vieler Vorsicht ausgewählt. Die Athener hielten besonders den Monat Januar für glücklich und nannten ihn daher auch *Gamelion.* Ueberhaupt hielt man die Zeit des Vollmonds für das Heirathen am günstigsten.

Am Tage vor der Hochzeit schnitten die Verlobten eine Locke von ihrem Haar ab, und widmeten sie einer Gottheit; da es ein Zeichen der Dankbarkeit gegen die Schutzgötter der Jugend war, so weiheten es viele Jünglinge dem Apollo zu Delphi.

Am Tage des hochzeitlichen Festes schmückten sich Braut und Bräutigam mit bunten Gewändern. Kränze von Blumen und Kräutern, die der Venus geheiliget waren, — fruchtbringender Sesam und Mohn, zierten ihr Haupt.

Die *Böotier* machten Kränze von stachelichem aber milde Früchte bringenden wilden Spargel, als Symbol der, die anfängliche Sprödigkeit bald mit zärtlicher Liebe versüfsenden, jungfräulichen Braut.

Dann holte der Bräutigam die Braut aus dem Hause ihrer Aeltern Abends beim Glanze der Fackeln in das Seinige ab, bald auf einem künstlichen Wagen, oder auch bisweilen zu Fuſse. Die Schamhaftigkeit des keuschen Mädchens zu schonen, wählte man hierzu das Dunkel des Abends. — In der Mitte des Wagens saſs die Braut, zu ihrer Rechten der künftige Gemahl, zur Linken einer ihrer trautesten Freunde, *Parochus*, der Brautführer, genannt. — Einem Wittwer war diese Heimführung nicht vergönnt; an seiner Stelle muſste es seiner besten Freunde einer verrichten.

Dem Wagen voraus ging ein Zug von Fackelträgern, die von Flöten - Zitterspielern

lern, von Sängern und Tänzern begleitet waren. Auch die Anverwandten der Verlobten, die Bedientinnen der Braut vergröſserten dies feierliche Geleite.

Die Braut selbst trug ein irdenes Gefäſs, worin man Gerste zu rösten pflegte; ein Mädchen trug ein Sieb, noch andere einen Rocken, eine Spindel und dgl.; eine schöne Anspielung auf die Beförderung des ökonomischen Nutzens durch die Gattin, und auf die Pflicht die häuslichen Geschäfte zu besorgen.

Diese Heimholung und das darauf folgende festliche Mahl wurden als die Bestätigung der Hochzeit angesehen. — Die Rhodier hatten den besondern Gebrauch, die Braut mit einem Herolde abholen zu lassen, auch von den Fürsten, welche um die Penolope freiten, wird gesagt, daſs sie in ihrem Gefolge Herolde hatten.

Die Thürpfosten des Hauses, in welches die Braut geführt wurde, waren bekränzt. Mit Feigen und anderen Früchten wurde das Brautpaar beim Eintritt überschüttet, als Vorbedeutung des künftigen Ueberflufses. Auch ward die Achse des Wagens verbrannt, damit der Braut nie einfallen möchte, in ihr väterliches Haus zurückzukehren.

Nun folgte das hochzeitliche Gastgebot, wodurch man theils den Göttern der Ehe die schuldige Ehrfurcht, unter feierlicher Anrufung erweisen, theils die Heirath in Gegenwart der geladenen Verwandten als Zeugen öffentlich bekannt machen, und Vergnügen und Freude geniefsen wollte. Hohe Pracht und Feierlichkeit herrschten bei diesem Mahle. Die Gäste legten ihren besten Schmuck an, Braut und Bräutigam safsen bekränzt oben an; selbst das ganze Haus und alle Zimmer wurden geschmückt.

Während der Mahlzeit brachte in Athen ein Knabe, der mit Dornen und Eicheln bekränzt war, einen Korb mit Brod in den Hochzeitsaal und sang: *ich habe das Schlimme verlassen, das bessere gefunden.* Eine Anspielung auf das ehemalige Leben der attischen Wilden ohne Brod und Ehe.

Die Leier und das Lied waren die Zierde und die Freundinn der Gastmähler der Griechen. Die Hochzeitlieder, — *Hymnen* genannt, waren mit Musik und Tanz begleitet. „Wenn die Gäste ihre Begierde nach Speise und Trank gestillt hatten, sagt *Homer*, dann stimmte der Barde seine Leier und sang ein Lied. Oefters sang er auch während des Mahles. Jedermann horchte auf die Lieder mit Wohlgefallen: selbst der wilde Schwarm der Freier im Hause des Ulysses, wenn Phemius anfing zu singen.“

Nach dem Mahle wurde getanzt; auch hierbei wechselte Gesang mit Musik. Wenn

der Tanz geendiget war, führte man das neue Ehepaar in die Hochzeitkammer, *Thalamus* genannt. Hier stand das mit purpurnen Decken belegte, und mit Blumen bestreute hochzeitliche Bette, das eine eigene Benennung hatte, je nachdem das Ehepaar noch jung war, zum erstenmal, oder schon zum zweitenmal heirathete. Ein anderes ebenfalls hier aufgestelltes Bette war für den Bräutigam bestimmt, dessen er sich im Falle üble Vorbedeutungen ihm die Vollziehung der Ehe furchtbar machten, bediente.

Ehe die Braut das hochzeitliche Bette bestieg wusch sie sich die Füſse, wozu ein Knabe, der ein naher Verwandter der sich Vermählenden war, das Wasser aus der Quelle *Callirhoe* brachte. Darauf aſsen beide Liebende eine Quitte, das angenehme und gefällige ihrer ersten Unterhaltung zu bezeichnen; eine Sitte die *Solon* gesetz-

lich befahl, und die auf die Geschichte der Proserpine anzuspielen scheint.

Nun ward die Braut beim Glanze der Fackeln, die ihre nächsten Anverwandten trugen zu Bette gebracht. Das Fakeltragen war für die Mutter der Braut das ehrenvollste Geschäft; sie umband die Fackeln mit ihrer eigenen Haarbinde. Endlich löste der Bräutigam den jungfräulichen Gürtel der Braut, zum Zeichen der engsten Vertrautheit, und beide bestiegen nun das hochzeitliche Bette.

(Auch Weiber trugen jenen Gürtel der Keuschheit, um sich gegen Anfälle einer wilden, unbändigen Liebe zu schützen; die Lösung dieses Gürtels bei kreiſsenden Frauen bezeuget es uns. — Mädchen die noch nicht mannbar waren hieſsen, *ungegürtete.*)

Dieser der Braut abgenommene jungfräuliche Gürtel wurde öfters einer Gott-

heit, der keuschen Minerva, oder der spröden zweifach gegürteten Diana gewidmet, und sie legte sich dann einen neuen um.

Während das junge Paar in Liebe und Lager vermischt, Aphroditen die Erstlinge seiner Zärtlichkeit opferte, tanzten Knaben und Mädchen, blühend von Liebreiz, vor der Thüre der Brautkammer, stampften dabei mit den Füfsen, und liefsen laute Hymenäen erschallen, die Lobeserhebungen des Brautpaars und Wünsche für sein Wohlergehen enthielten. Alles dies geschah, um nicht die Klagetöne der Braut hören zu lassen, und damit etwa nicht eine mitleidige Matrone ihr zu Hülfe kommen möchte, mufste ein Mann von den nahen Verwandten des Bräutigams eine Wache an der Thüre halten. Das Chor der Knaben und Mädchen wünschte endlich dem Brautpaar sanfte Ruhe, und versprach, sie am folgenden Morgen wieder zu wecken.

Der beste Wunsch, den man einem Mädchen, in jenem unverdorbenen Zeitalter Griechenlands, darbringen konnte, war der, welchen *Ceres* in Gestalt einer Alten für Celeus Töchter hegte: *mögen die Götter euch jugendliche Männer geben, um Kinder zu gebähren, wie die Aeltern es wünschen.* Auch Ulyſses wünscht der Nausikaa, so viel ihr Herz begehrt, einen Mann, und ein Weib, und seelige Eintracht der Herzen.

Ein Volk ist noch nicht von der Natur abgewichen, welches Ehe unter die gröſsten Glückseeligkeiten des Lebens, und den Besitz eines Mannes zu der Bestimmung eines Weibes rechnet.

Dennoch wollte die Sittsamkeit, daſs Mädchen nicht laut, selbst gegen Aeltern nicht, von ihrer bevorstehenden Hochzeit sprachen, und Nausikaa, die ihre Kleider zu ihrer nahen Hochzeit waschen will, braucht gegen ihren Vater einen andern

Vorwand: denn sie schämte sich von der lieblichen Hochzeit vor ihrem Vater zu reden. Doch merkte er alles, und gewährte ihre Bitten, ohne ihr zu erkennen zu geben, dafs er ihre Gedanken verstehe. —

Um den Genius der griechischen Liebe kennen zu lernen, lese man den *Homer* und *Theokrit*, die den edlen und feinen Gefühlen, welche diese Leidenschaft in den Menschen ihres Zeitalters hervorbrachten, nur Sprache und Rhytmus geliehen haben. —

So erwuchs im Schoofse der Natur eine Nation ohne Einflufs fremder Kultur zur Humanität, zur reinen Sitteneinfalt, zum feinsten Empfindungsvermögeu, wovon wir erborgten Glanz bei

*d e n  R ö m e r n*

auch in dem feierlichen Gepräge erblicken, wodurch diese das Fest der Liebe und der Ehe heiligten.

Die Römer hielten die Kalendä, die No-

nä, die Jdus für ungünstigere Hochzeittage für die Jungfrauen, als für die wieder heirathenden Wittwen. Jn gleicher Absicht wurden die Festtage, die erste Hälfte des Junius vermieden, und vom Mai hiefs es:

*mense Majo male nubunt.*

*Juno* war die grofse Hochzeitstifterinn, und so wie sie unter den Göttinnen als die Vermählte des Jupiters, vorzüglich die Ehefrau spielte, so stand sie auch auf Erden den Ehen der Sterblichen vor, indem sie den Neuvermählten das sanfte oder schwere Joch auflegte, wovon sie auch den Namen *Juno Juga* oder die *jochende Juno* führte, unter welcher Benennung ihr auch in Rom ein Altar errichtet war. Man brachte ihr daher am hochzeitlichen Tage ein zweijähriges Schaaf zum Opfer, und ehe die Opferstücke auf den Altar gelegt wurden, nahm man die Galle aus der Leber des Thiers und warf sie hinter den Altar.

Jn den älteren Zeiten wurden bei der *Confarreation*, von den Priestern und in der Folge von dem Pontifex Maximus, und dem Flamen Dialis gemeinschaftlich getrocknetes Dünkelkorn und Salz geopfert, und zehen Zeugen sprachen dabei gewisse feierliche Worte aus. Zugleich ward auch dem neuen Paar ein Brod von Dünkelkorn, zum Zeichen seiner zukünftigen unzertrennlichen Gemeinschaft überreicht.

Während der *Juno* geopfert wurde, zertheilte man zu gleicher Zeit das Haar der Braut in sechs Locken mit der eisernen Spitze einer Lanze, welche davon den Namen *Hasta coelebaris* führte. Vielleicht wollte man dadurch auf den Raub der Sabinerinnen, oder auf die Erzeugung tapferer Söhne anspielen. Hierauf legte die Braut ihren hochzeitlichen Schmuck an, und begab sich auf den Schoofs ihrer Mut-

ter oder einer nahen Anverwandtin, welche Mutterstelle bei ihr vertrat.

Jhre als Jungfrau getragene verbrämte Toga, weihete sie der jungfräulichen Glücksgöttin, das goldne Gehänge und andere Spielwerke der Venus oder den schützenden Hausgöttern. Als Braut legte sie nun ein unverbrämtes Gewand an; ihr Haupt zierte eine doppelte Kopfbinde, mit welcher die sechs Locken oder Zöpfe vom Nacken auf den Scheitel gebunden wurden; auf diesen Haarschmuck wurde der Brautkranz gesetzt, wozu die Braut selbst die Blumen und die Kräuter gepflückt hatte.

Zu den übrigen Stücken der Brautkleidung gehörte vorzüglich der Brautgürtel und der feuerfarbene Schleier, als das Symbol der jungfräulichen Unschuld. Er war von weifser Wolle, durfte noch nicht gebraucht sein; und war mit einem Herkuleshnoten, einer Art Schleife, geschürzt, den

der Bräutigam in der hochzeitlichen Kammer löſ'te. Mit dem Schleier verhüllte die Braut das Gesicht, und dieses zu entblöſsen war nur allein dem Bräutigam erlaubt.

Saſs nun die Braut in diesem hochzeitlichen Schmucke auf dem Schooſse ihrer Mutter oder Verwandtin, so überraschte sie der Bräutigam wie von ungefähr, und führte sie, wie man die Sabinerinnen geraubt hatte, aus den Armen ihrer Mutter.

Nun begann die feierliche Heimführung in die Wohnung des Bräutigams. Sie geschah in der Abenddämmerung beim Glanze der Fackeln. Zwei Jünglinge *Paranymphi* genannt, deren Aeltern noch am Leben waren, führten die Braut, ein dritter oder mehrere, je nachdem die Hochzeit prunkreich sein sollte, trugen ſichtene Fackeln voraus. Hinter der Braut folgte ein Knabe mit ihrem Schmuckkästchen, die Mägde derselben mit ihren geschmückten Rocken

und der Spindel; auch die Verwandten und Freunde der Braut, mit Geschenken versehen, waren bei diesem Geleite, dessen feierlichen Glanz überdies Leier - und Flötenspieler erhöheten.

Jn Katulls Gesang auf die Hochzeit des Manlius Torquatus heiſst es:

*Aus jungfräulicher Sittsamkeit geht sie*
*langsam,*
*Und da sie hört, daſs man gehen muſs,*
*weinet sie.*
*Säumst du noch? es verläuft der Tag.*
*Tritt hervor, o Verlobte!*
*Näher! sieh nur die pechigen*
*Fackeln schütteln ihr goldnes Haar. — —*
*Keiner Buhlerinn unterthan,*
*Noch leichtsinniger Hoffnung voll*
*Eine schändliche Lebensart*
*Fortzusetzen, begehrt dein Mann*
*Dir am Busen zu liegen.*
*Wie der Weinstock die schlanken Arm'*

*Um die Stämme der Pappelbäum'*
*Und der grünenden Ulmen schlingt,*
*So wird ganz mit Umarmungen*
*Dich dein Jüngling umwickeln.*

*Bettchen, o! wie viel Wollust wird*
*Deinem Herrn bei Nacht zu Theil,*
*Die bei Tage der Glückliche*
*Wiederholet. Der Tag verläuft.*
*Tritt hervor, o Verlobte!*

*Knaben hebet die Fackeln hoch:*
*Schon erblick' ich den bräutlichen*
*Schleier. Singet den Weihgesang:*
*Heil dir, mächtiger Hochzeitgott!*
*Heil dir, gütiger Hymen!*

Es war der Braut nicht erlaubt, die Thürschwelle des Hauses ihres Bräutigams zu betreten, denn diese war den Penaten und der Vesta heilig, und durfte von der Braut bei ihrer ersten Ankunft nicht entweiht werden; die Brautführer trugen sie darüber hinweg. Dies geschah vielleicht auch des-

wegen, damit sie nicht auf der Schwelle stolperte, welches ein unglückliches Zeichen war; vorher schmückte sie aber erst die Pfosten der Thüre mit wollenen Bändern und salbte sie mit Wolfsfett, während sie sich von der Juno ein dauerhaftes häusliches Glück erbat.

Hierauf oder auch schon vor dem Hause wurde sie um ihren Namen gefragt. Statt ihres wirklichen Namens, mufste sie mit einer, von der Königinn Tanaquil oder Caja herstammenden Formel antworten: *Si tu Cajus, ego Caja*, oder sie rief aus: *Ubi tu Cajus, ego Caja.* Damit nahm sie gleichsam von den Rechten einer Hausfrau Besitz. Jn eben der Absicht brachte man ihr nun auch die Schlüssel, die zum Weinkeller ausgenommen, ingleichen Feuer und Wasser; jetzt trat sie auf ein ausgebreitetes Schaafsfell, um sich an die den römischen Frauenzimmern so wichtige, häusliche

Beschäftigung, die Verarbeitung der Wolle, zu erinnern.

Ehe der Hochzeitschmaus anfing, verbrannten die Verwandten der Neuvermählten mit großser Sorgfalt die Fackeln, welche man bei der Heimholung gebraucht hatte, weil man glaubte, es könne damit großses Unglück angerichtet werden.

Von allen Seiten erschallte nun das freudigste Zurufen der Hochzeitgäste: *Du bist die Zierde des heutigen Tages (nulla te hodie pulchrior.)* Man rief den Hochzeitgott *Thalassius* an, und setzte sich unter einer lieblichen Musik zur Tafel.

Jünglinge und Mädchen stimmten Wettgesänge an, wovon wir beim *Katull* folgende schöne Probe finden:

*Ein Jüngling.*

Hesperus läßst sich am Himmel sehen: ihr
Jünglinge laßst uns

Auf-

Aufstehn; Hesperus schüttelt die längst
erwartete Fackel:
Laſst uns aufstehen und die fette Tafel
verlassen.
Bald erscheint die Braut, bald stimmt
man den Hochzeitgesang an.

*Der Chor.*

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
komm mächtiger Hymen!

*Eine Jungfrau.*

Seht ihr die Jünglinge stehen, zieht ihnen
entgegen ihr Jungfrauen:
Schon erhebt sich vom Oeta die Leuchte
des nächtlichen Herolds.
Seht ihr es nicht? sie sprangen schnell
auf; wahrhaftig sie sprangen
Nicht vergebens auf: sie singen gewiſs,
was sich sehn läſst.

*Der Chor.*

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
komm mächtiger Hymen!

*Ein Jüngling.*

Brüder, die Siegespalme wird uns zu gewinnen nicht leicht sein:
Seht, wie die Jungfrauen sinnen. Sie haben etwas ersonnen,
Nicht vergebens ersonnen; es muſs der Mühe wohl werth sein:
Und kein Wunder, sie richten alle Gedanken auf Eines:
Aber wir haben oft hier das Ohr und dort die Gedanken:
Billig besieget man uns; der Sieg wird mit Arbeit erkaufet.
Nun so nehmet zum mindesten jetzt die Sinne zusammen:
Denn sie singen gar bald, und heischen Gegengesänge!

*Der Chor.*

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm mächtiger Hymen!

*Die Jungfrauen.*

Hesperus, ist wohl eines der himmlischen Feuer so grausam?
Mütterlichen Armen kannst du die Tochter entreifsen?
Mütterlichen Armen die widerstrebende Tochter?
Ueberlieferst ein keusches Mädchen dem brünstigen Manne?
Geht wohl ein Feind so grausam mit einer eroberten Stadt um?

*Der Chor.*

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm mächtiger Hymen!

*Die Jünglinge.*

Hesperus, ist wohl Eines der himmlischen Feuer so liebreich?
Durch dein Licht bekräftigest du die geschlossenen Verträge:
Was die Männer gelobten, und vor den Aeltern gelobten,

Das vollzieht man nicht eher, als bis dein
Stern sich erhebet.
Wünscht man wohl mehr von den Göttern als ein so seeliges Stündlein?

*Der Chor.*

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
Komm mächtiger Hymen!

*Die Jungfrauen.*

Hesperus hat uns eine von unsern Gespielen geraubet:
Wache hält man sonst vor mitternächtlichen Dieben
Aber wer kann vor dir sich hüten: du stiehlest des Abends,
Hesperus stiehlest auch unter veränderten Namen des Morgens.

*Der Chor.*

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
komm, mächtiger Hymen!

*Die Jünglinge.*

Hesperus, hörst du? dich schmähn mit erdichteten Klagen die Jungfraun.

Herzlich mögen sie wohl nach eben dem
Gotte sich sehnen,
Den sie so grausam tadeln. Vielleicht
daſs jede sich heimlich
Wünschet, auf gleiche Weise von dir
gestohlen zu werden.

*Der Chor.*

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen!
Komm, mächtiger Hymen!

*Die Jungfrauen.*

Wie die Blume, — die frisch im ver-
zäumten Garten empor steigt,
Keiner Heerde bekannt ist, von keinem
Pfluge verletzt wird,
Die der Regen erzeugte, die Sonne stär-
ket, die Luft kühlt, —
Viele Jünglinge reizet, von vielen Mäd-
chen gesucht wird;
Aber wenn sie vom scharfen Nagel ge-
brochen, verblühet,

Keinen Jüngling reitzet, von keinem Mädchen begehrt wird;
So die Jungfrau, die, unberühret, den ihrigen werth ist;
Aber wenn sie, beflekt, die Blume der Keuschheit verloren,
Weder so reizend den Jünglingen bleibt, noch den Mädchen so werth ist.

*Der Chor.*

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

*Die Jünglinge.*

Wie die Rebe, gewachsen auf nakter Fläche des Feldes,
Einsam sich immer erhebt, nie liebliche Trauben erzielet,
Unterliegend der Last den zarten Körper herabsenkt;
Wenn sie so mit dem hohen Zopfe die Wurzel berühret,

Suchen sie keine Pflüger und keine Stiere
der Pflüger;
Aber hat man sie mit dem starken Ulmbaume vermählet,
Suchen sie viele Pflüger und viele Stiere
der Pflüger:
So veraltet, unachtbar, die nie berührete
Jungfrau;
Hat sie, zur Ehe reif, ein glückliches
Bündnifs getroffen:
Jst sie dem Manne werther, und weniger
lästig der Mutter.

*Ein Jüngling.*

Aber, Jungfrau, du mufst mit solchem
Gemahle nicht streiten.
Unrecht, mit dem zu streiten, dem selbst
dein Vater dich schenkte,
Er und deine Mutter: ein Kind mufs den
Aeltern gehorchen.
Jungfrauschaft ist nicht ganz dein, ein
Theil gehöret den Aeltern;

Nur ein Drittheil ist dein: dem Vater gehöret ein Drittheil,
Und ein Drittheil der Mutter. Du wirst mit Zweien nicht streiten,
Die mit der Mitgift ihr Recht dem Schwiegersohn vertrauten.

*Der Chor.*

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Während der Mahlzeit warf der Bräutigam, zum Zeichen, daſs er seine jugendlichen Spiele mit männlichem Ernst vertausche, Nüſse unter die muthwilligen Knaben.

Nach dem Vergnügen der Tafel, wurde die Braut feierlich zu Bette gebracht, und zwar von einer tugendhaften Matrone, die ihren ersten Mann noch hatte. Bei ihrem ersten Eintritt in die Brautkammer, muſste sie dem Priapus die Erstlinge ihrer Jungfrauschaft opfern, und sich zu dem Ende auf eine schön geschmückte, aber ungeheuer

große Abbildung desjenigen Theils setzen, dem die Schöpfung die Erhaltung des Menschengeshlechts anvertraute; dies war aber nur eine symbolische Weihe, und keineswegs von der Art, wie das jungfrauschaftliche Opfer, das man in Goa dem Phallus bringt. —

Es mußte dem römischen Ehemanne von keiner geringen Wichtigkeit scheinen, die Gunst jenes Schutzgottes der Gärten und schattigen Lauben zu erhalten, der den römischen Damen so gefährlich war, der selbst die jungfräuliche Ehre, der auf einem grünen Rasen sanft entschlummerten keuschen *Vesta* nicht geschont haben würde, hätte der Esel des Silens sie nicht zufälligerweise durch sein Geschrei vom Schlafe geweckt. —

Außer dieser Gottheit befanden sich in dem Brautgemache noch viele andere, die um thätigen Beistand bei dem Werke der

Liebe angerufen wurden. Die Göttin *Prema* lösete der Braut den Gürtel, der Gott *Subigus* zwang die Braut sich dem Bräutigam zu ergeben, die Göttin *Prema* nahm an dem zu erwartenden Glücke Theil, und verhinderte, daſs das Ziel nicht verfehlt wurde, die Göttin *Pertunda* muſste endlich den Liebenden die Bahn des süſsen Genuſses erleichtern, und sie in dem Augenblick mit Blumen bestreuen, da Schmerz und Wollust den entscheidenden Kampf beginnen. —

Noch genauer beschreibt *Meursius* die Geschäfte der Götter bei diesem wichtigen Act: *Saturnus, ut semen conferret; Liber et Libera, ut semen emitterent, hic viris, illa foeminis; Janus, ut semini in matricem commeanti januam aperiret; Juno et Mena, ut flores menstruos regerent ad foetus concepti incrementum; Vitunus, ut vitam daret; Sentinus, ut sensum etc.*

Die Matrone — die, wie es sehr wahr-

scheinlich ist, die sehr jung heirathenden, und in einer glücklichen Unwissenheit der Werke der Liebe lebenden Frauenzimmer, auch des Unterrichts wegen begleitete — legte nun die Braut ins Bette, *Lectus genialis*, — von *gignere*, oder weil es dem Genius des jungen Mannes heilig war, genannt. — Während dessen überreichte man den Gästen kleine Geschenke, die vornämlich in einer Art Kuchen (Mustacea) bestanden.

Die jungen Frauenzimmer traten nun vor die Thüre der Brautkammer, und stimmten einen Gesang an, (*Epithalamium*,) in dem sie die neu Vermählten auf das feierlichste lobten, und ihr Glück schilderten.

Um aber durch übertriebenes Lob der jungen Frau nicht zu schaden, und die Göttin *Nemesis*, oder wie eben bemerkt, den *Priapus* oder *Fescinus* nicht gegen sie aufzubringen, um ihre stolze Eitelkeit zu demüthigen, sang sogleich nach den Mädchen,

ein Chor von Knaben, Lieder, in denen man dem leichtfertigsten Scherzen die gröſste Licenz einräumte, eine weit gröſsere, als *Katull* sie sich in der obigen Probe erlaubte. Dies waren die *fescennischen Lieder*, von der etrurischen Stadt *Fescennia* so genannt, wo man die Gewohnheit hatte, die muthwilligsten Hochzeitgesänge abzusingen. Hierauf entfernt sich nun das Chor, und singt nach *Katull*:

*Jungfrauen schlieſset die Thüre zu:*
*Unser Spielchen ist jetzt ausgespielt.*
*Und nun liebendes liebes Paar,*
*Lebe wohl, und bediene dich*
*Deiner Jugendkraft rüstig.*

---

## *Genius der Liebe in den Ritterzeiten.*

Schon in den frühesten Zeiten mischte sich dem schwärmerischen Geiste des Ritterwesens, eine gewisse edle Galanterie gegen das schöne Geschlecht bei. Jeder Ritter rang nach hoher Minne, und unterwarf sich, wenn er sich in Gefahr stürzte, den Gesetzen seiner Gebieterin. Sie war es, für welche er angriff, vertheidigte, Schlösser und Städte einnahm und verwüstete; sie war es, zu deren Ehre er sein Blut versprützte.

Jn den Tournieren selbst trugen, sagten und thaten die Ritter nichts, als was Beziehung auf die Damen, und vorzüglich auf ihre Geliebten hatte. Sie nannten sich Sklaven der Liebe, und diese Benennung schien ihnen ehrenvoller, als die erhabensten Titel. Als solche Sklaven der Liebe, liefsen sie sich von ihren Schönen an kleinen Ketten oder reichen Bändern, die an den Kopfriemen der Pferde befestiget waren, bis auf den Kampfplatz führen. Als solche Sklaven der Liebe trugen sie die Farbe und Livreé ihrer Damen und gewisse geheimnifsvolle Devisen.

So erschien *Saintré*, der berühmte Waffenbruder des Marschals von *Boucicaut*, auf einem Tournier, das er einer vornehmen Prinzefsinn zu Ehren anstellte, auf einem Pferde, das mit einer Decke von weissem Atlas bedeckt war, auf welchem lauter

Lilien und die Worte; *Ne m'oubliez mie*, gestickt waren.

Eine unzählige Menge anderer Dinge waren der Liebe geweiht, die in einem Schleier, in einer Schärpe, einem Bande, Armbande, in der Feder und andern dergleichen Nippes der Damen bestanden, welche dieselben an der Rüstung ihres Geliebten befestigten, und die man *Faveurs*, *Jojaux* oder *Emprises d'amour* nannte.

Als *Saintré* nach Deutschland ziehen wollte, band seine Geliebte mit eigener Hand an den rechten Arm des Ritters ein goldnes Armband fest, das mit zwei Diamanten, sechs Rubinen und eben so viel Perlen besetzt war, und indem sie dieses that, küſste sie ihn, und nahm von ihm einen Abschied, der in der Ursprache etwas unbeschreiblich herzliches und anziehendes hat: *mon amy, et mon vrai desir, je prie à dieu et à notre Dame, que en telle heure et*

*en telle point le Vous puisse-je mettre, que à tout honneur en puissiez revenir, et se ainsi est, je leur voüe, que tous les Vendredis je ne porteray linge sur ma chair nüe, par autant de Vendredis, ou de samedis, que serez dehors. Ha! Madame, dit-il, que Vous ai-je merité; qu' une telle Dame ſasse tels voeux pour moy. Qui, mon amy, dit-elle, càr Vous estes tels, que je veuil.*

Solche Zeichen, werden nicht blos als Denkmale der Liebe und Gunst der Schönen, nicht blos als ein Sporn zu groſsen Thaten, sondern auch als heilige Talismane betrachtet, wodurch ihr Muth und ihre Kraft vermehrt, und die ihnen drohenden Unfälle abgewandt werden sollten.

Jn der Hitze des Kampfs waren die Ritter oft so unglücklich, daſs sie alle ihnen von den Damen zugeschikten *Faveurs*, nach und nach einbüſsten; bei einem gewissen Tournier sahen sich daher einmal diese un-

ver-

vermerkt von allem Schmuck, von allen Hüllen des Busens, ja des ganzen Körpers so entblöſst, daſs sie, da alle gleich viel für die Freunde ihrer Herzen aufgeopfert hatten, über ihren halb nakten Zustand in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Man sah nicht selten, edle Jünglinge und Ritter an ihren Hochzeitfesten mit Fesseln oder Banden an den Beinen erscheinen; oder solche, die das Gelübde gethan hatten, goldne Ringe und goldne Ketten über dem Ellenbogen des rechten Arms, und über dem Knöchel des einen Fuſses ihren Damen zur Ehre so lange zu tragen, bis sie das Versprechen erfüllt hätten.

Eines der schwersten und gefährlichsten Gelübde, welches je ein Ritter abgelegt und eine Dame gefordert hat, war dasjenige, was eine edle Jungfrau von einem französischen Ritter verlangte. Die Schöne versprach nämlich, dem um sie verblendeten



Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ritter, sich ihm mit Herz und Hand und ihrem ganzen Vermögen zu übergeben, wenn er ihr die Bildnisse von dreiſsig andern Schönen bringen würde, deren Anbeter er ihr zu Liebe überwunden hätte.

Der Ritter nahm diese Bedingung an, und zog zur Erfüllung der Wünsche seiner Göttin, mit dem Porträt derselben auf dem Schilde aus. So oft er einen Ritter antraf, der nicht gestehen wollte, daſs des irrenden Abentheurers Dame schöner, als seine eigene wäre, so zwang er denselben, mit ihm zu kämpfen, und nach der Niederlage das Bild seiner Schönen und ihren Namen unter dem Bilde der Schönen des irrenden Ritters, mahlen zu lassen. Der Geschichtschreiber versichert, daſs der Ritter innerhalb eines Jahres mit dreiſsig Porträten von Schönen überwundener Ritter zurückgekommen sei, und sie seiner Göttin zu Füſsen gelegt habe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nicht selten geschahen Ausforderungen zu Kämpfen für die Ehre und Liebe der Damen, mitten im Schlachtgetümmel, und bei Belagerungen von Städten und Burgen; sobald die kämpfenden Heere dieses sahen, liefsen sie ihre Waffen sinken und rasteten so lange bis die verliebten Ritter ihren Zweikampf geendigt hatten.

Unter Heinrich III. und IV. gab es einen Krieg, den man den *Krieg der Verliebten* nannte, weil er blos auf Anstiften der Vornehmsten der feindlichen Armeen angefangen wurde, damit die Ritter ihre Tapferkeit und zugleich ihre Liebe für ihre Schönen zeigen könnten.

Um eben diese Zeit wurde ein jeder für eine feige Memme gehalten, der nicht die Ehre seiner Dame bis auf das Blut vertheidigte, wenn es auch kundig war, dafs sie die Buhlerin des ganzen Hofes oder der ganzen Stadt war.

In der mündlichen Unterhaltung verloren sich die Verliebten in eine schmelzende Zärtlichkeit, und besonders war der Abschied des Ritters von seiner Gebieterinn, mit solchen Ausbrüchen von Andächtelei und Liebe begleitet, daſs man versucht wird, ihnen die reinsten Empfindungen zu zutrauen.

Als der berühmte *Saintré* seinen Zug nach Deutschland antreten wollte, ward der Abschieds Rendezvous zwischen ihm und seiner Gattin dadurch gegeben, daſs er sich das Auge mit der rechten Hand rieb, und sie darauf eine Nadel oder Zahnstocher an die Zähne brachte. Bei ihrer Zusammenkunft, bat ihn seine Geliebte zuerst, daſs er nie unterlassen möchte, nach jeder Messe und vor jedem Kampfe den allgemeinen Segen seines Priesters über sich aussprechen zu lassen, den Gott der Herr aus seinem eigenen Munde über Mo-

ses ausgesprochen habe: *Der Herr segne und behüte dich: der Herr erleuchte sein Angesicht über dir, und sei dir gnädig: der Herr wende sein Antlitz zu dir, und gebe dir seinen Frieden.* —

Nachdem sie dies gesagt hatte, ergoſs sich ein Strom von Thränen aus ihren Augen, daſs sie nicht weiter reden konnte. Dies rührte den verliebten Rittersmann so sehr, daſs er zu seiner Dame sagte; „erhabene und unvergleichliche Göttin, und unumschränkte Gebieterinn meines Herzens, anstatt daſs sie mir den Schmerz zu scheiden hätten erleichtern sollen, haben sie durch den ihrigen mein Herz so durchbohrt, daſs ich jezt von hinnen gehen, in einem fremden Lande sterben werde. Gott befohlen mein einziges Verlangen, meine einzige Freude, und mein höchstes Gut.“

Bei diesen Worten wendete sich der Ritter um, allein die Dame, deren Thränen.

quelle fast erschöpft war, rief ihn mit einem tiefen Seufzer zurück, und redete zu dem betrübten Ritter foldendergestalt:

„Du weist, mein Freund, daſs wir Weiber zärtliche und mitleidsvolle Herzen in allen Dingen haben, die unsere Vielgeliebten betreffen; allein jetzo fühle ich mich wieder ganz gestärkt, und hoffe zu Gott, daſs er dich zu meiner groſsen Freude unversehrt wieder zu mir führen werde.“

„Höre daher, mein edler Freund, mein einziges Gut, mein einziger Gedanke, und höchster Schatz meines Lebens und Todes, sey stets getrost, und laſs dir nichts abgehen, denn um deiner Liebe willen werde auch ich stets glücklich und guten Muths seyn. Von deinem Befinden aber melde ja mir nichts, so lieb dir mein Leben ist, sondern meiner Königinn, von welcher ich schon alles erfahren werde.“

Nach dieser Verabredung küſsten sich,

wie der Geschichtschreiber des Ritters sagt, die beide Liebenden ohne Maaſs und Zahl, und jeder Kuſs war mit einem rührenden Seufzer begleitet. In diesem Zustande von heimlicher Freude, und schmerzhaften Vergnügen (solche Antithesen liebten die witzigen Köpfe der Ritterzeit) brachten die Dame und ihr Ritter bis um Mitternacht zu. Als die Liebenden zwölf schlagen hörten, erschracken sie über die Länge ihres Zusammenseins, küſsten sich zum letztenmale, und bei dem letzten Abschiedskuſs stekte die Dame dem Ritter noch einen kostbaren Demantring an den Finger. —

Man denkt vielleicht, das Frauenzimmer jener Zeiten, war doch gewis viel glüklicher, als in irgend einer andern Periode der Welt! Dies war gleichwohl wirklich nicht der Fall.

Die Gewohnheit hatte eine lange Reihe von Jahren hindurch solchen Kämpfen,

welche zur Vertheidigung der Unschuld oder zur Behauptung der Schönheit einer Dame unternommen wurden, ihre Sanction ertheilt, die Gewohnheit also nöthigte einen Mann für die Dame, welche ihn darum ersuchte, zu fechten, oder brandmarkte seine Weigerung mit Schimpf und Schande. Aber eben diese Gewohnheit nöthigte ihn nicht, in jedem andern Theile seines Verhaltens gegen dies Frauenzimmer oder das weibliche Geschlecht die Ehrerbietung und Politefse zu beweisen, welche mit jenem Opfer der Liebe übereingestimmt hätten.

Derselbe Mann, der es mit Riesen oder riesenmäfsigen Schwierigkeiten aufgenommen hätte, wenn eine Dame im Spiel war, liefs sichs fast nicht einfallen ihr Glück dadurch zu vermehren, dafs er ihr den Genufs der Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen suchte. Und hätte sie ihn gebeten, sich herabzulafsen

und ihr jene häusliche Sklaverei, welche fast in jedem Lande das Loos des weiblichen Geschlechts ist, nur etwas zu erleichtern, so würde er sich für beschimpft gehalten haben.

Ausser jener romantischen Galanterie besassen die Männer nichts, das sie hätte empfehlen können. Ohne Künste und Wissenschaften, ohne alles was die menschliche Natur verfeinert und veredelt, waren sie rauh und ungeschliffen, und brachten ihre Zeit im Trinken, Kriegen, Müssiggang und in Galanterie, das heisst in Verführung der Frauen und Jungfrauen, zu.

Als im zwölften Jahrhundert der Geist der französischen Nation sich zu entwickeln anfing, verband man mit der heroischen Galanterie einen unbegreiflichen Ernst in metaphysischen Spitzfindigkeiten über die Natur der Liebe, und förmliche Gerichtshöfe

der Liebe und verliebte Gesellschaften erhielten ihr Daseyn.

Je mehr sich aber über die Süſsigkeiten und die Opfer, die man der Liebe weihete, mit den albernsten Disputationen in einer mystischen romanhaften Sprache die Köpfe beschäftigten desto, tiefer sank man zu grob sinnlichen Trieben herab. Mitten unter den ehrerbietigsten Verbeugungen, dem Niederfallen auf die Knie, selbst Niederwerfen zur Erden, und den wortreichen Anbetungen erlaubten sich die Ritter die schmutzigsten Anspielungen und Scherze, und die Gedichte oder Erzählungen der Troubadours waren voll von Unfläthereien, vor welchen selbst Ovid erröthet seyn würde. —

Dieser Geist der Liebe war jedoch nicht allgemein, er war eben so verschieden als der Karakter der Spanier, Franzosen und nordischen Völker ist. In Frankreich er-

hitzte er die Köpfe so sehr, daſs man, nicht zufrieden mit jenen abentheuerlichen Ausschweifungen der irrenden Ritter, auf weit lächerliche Extreme verfiel.

Es entstanden nämlich besonders in den südlichen Gegenden von Frankreich gewisse Gesellschaften oder *Orden* deren Mitglieder Männer und Weiber waren. Sie machten sich verbindlich, die Stärke der Liebe durch die härtesten Prüfungen an den Tag zu legen, welche vorzüglich in Erduldung und Vergröſserung aller Beschwerlichkeiten der Witterung und Jahreszeiten bestanden.

Die Thoren hielten es für ein Verbrechen einen Mantel oder Pelzwerk, oder irgend ein erwärmendes Kleidungsstück mitten in dem rauhesten Winter zu tragen; und ihr ganzer Anzug bestand aus einem leichten Rocke und einer dünnen Mütze.

Eben so wenig war es ihnen während dieser Jahreszeit erlaubt, Feuer in ihren Häu-

sern zu brennen, dafür schmückten sie aber ihr Kamin mit Laubwerk und Blumen, wenn sie dergleichen haben konnten.

Desto mehr verwahrten sie sich im Sommer; dann *trugen* sie die wärmsten Kleider und dicksten Pelze, und heitzten noch ausserdem ihre Kamine mit dem stärksten Feuer.

Damit den Mitgliedern des Ordens diese Büſsungen einigermaſsen erleichtert und vergütet würden, so war den männlichen und weiblichen Mitgliedern desselben der freyste Umgang unter einander verstattet, der selbst noch in der Ehe fortdauerte.

Dessen ungeachtet nahm die Gesellschaft ein sehr trauriges Ende, denn die meisten Personen die dazu gehörten erfroren, während sie schon ganz erstarrt von Kälte, sich noch über diejenigen lustig machten, die sich in warme Kleidung verhüllten. —

So weit griffen die Schwärmereien des Ritterwesens in unserm Vaterlande bei wei-

tem nicht um sich; gewis haben wir dem *Cervantes* die wenigsten Originale zu seinem Don Quichotte von Mancha geliefert. Aber ein allgemeinerer Zug dieses romantischen Geistes war, den Handlungen der Liebe das feierlichste Gepräge aufzudrücken. Der Schritt der Vornehmen zu ehelichen Verbindungen geschah mit einem Glanze, mit einem so verschwenderischen Aufwande, das man kaum in einer Feenwelt ihn sich grösser denken kann.

Von dem Geschmacke der Fürsten verbreitet sich der Modeton über die Provinzen; daher will ich hier die Feier der Hochzeit mittheilen, welche der Herzog *Wilhelm* von Jülich, Cleve und Bergen im Jahr 1585 zu Düsseldorf veranstaltete, als er seinen Sohn *Johann Wilhelm* mit der Prinzessin *Jakobine* von Baden vermählte.

Die ansehnliche Verwandschaft des Hauses und mehrere deutsche Fürsten wurden zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Küche

und Keller waren reichlich versorgt, die Zimmer im neuesten Geschmacke meublirt und aufgeputzt, und alles zum Empfang der fürstlichen Braut angeordnet.

Sechshundert Fuſsknechte in rothen Mänteln mit gelben Aufschlägen, rothen Westen und rothgefütterten weiſsen Hosen, grünen und gelben Strümpfen, mit Pulverflaschen und Lunten, standen an den Thoren des Schloſsthores bereit, ihrer künftigen Gebieterinn die erste Huldigung zu bringen.

Die Blüthe des Adels, im Abentheuer geprüfte Ritter, Grafen und Herrn, drängten sich in dem groſsen Saale, indeſs Knappen und Junker die glatten Schilder noch glatter putzten, und die Rosse pflegten.

Die Bürger waren beschäftigt, aus herzoglicher Küche die ihrige zu versehen, damit ihre Gäste nicht darben möchten, wenn die Herrn derselben aus goldenen Pokalen

zechten. Um Zank und Lärm zu verhüten, sorgte die Polizey für Wachen, und für Dollmetscher znm Behuf der Fremden.

Mehrere Stunden vergingen in diesem Taumel, und noch war man nicht fertig mit Zurüstungeu, als die frohe Bothschaft anlangte, die fürstliche Braut sey an das Land gestiegen, denn sie kam zu Schiffe auf dem Rhein herunter. Eine glänzende Gesellschaft bewillkommte sie im Namen des Bräutigams, der sie von da einzuholen versprach.

*Johann Wilhelm*, im rothen Karmoisinmantel, mit breiten goldenen Borten besezt, zerschnittnen Hosen und Wams von goldnen Tollet, rothen seidnen Strümpfen, mit einem Perlenkranz auf seinem mit grünen und weissen Federn geschmückten Hute, bestieg sein Roſs, das unter seinen goldnen Decken und bunten Federn stolz einherging. Des Prinzen Seite dekte das goldne Gefäſs

seines Schwerdtes. Hinter ihm wurden drei Hengste prächtig aufgeputzt an der Hand geführt.

Bei dem Anblick seiner Braut stieg er von dem Roſs und ging ihr entgegen. *Pfalzgraf Philipp* redete die Braut in seinem Namen an, und schloſs mit einem herzlichen Gebet. Die Gegenrede hielt *Jakobinens* Bruder, *Markgraf Philipp*. Hierauf begann der Zug nach der Stadt, wo der Donner des Geschützes die Ankunft verkündigte, und mit drei und zwanzig Trompetern und zwei Heerpauckern wetteiferte.

Die Braut wurde aus ihrem Wagen nach dem Brautzimmer geführt, welches nach damaligem Geschmack mit schönen Tapeten, worauf die Liebe durch allerlei Figuren und Gemählde zum Genuſs einlud, ausgeputzt war. Das Brautbett bedekte ein goldenes Tuch, auf welchem man die Geschichte des Mars ohne einen Kommentar berü-

übersetzt sah. Der lose Näscher wurde vom Vulkan in einem Netz gefangen. Das Gegenstück dazu gab die Schloſskapelle, wo lauter evangelische Geschichten, und besonders die Hochzeit zu Kana, aufgestellt waren, so wie in dem groſsen Audienzsaal beinah die ganze Apostelgeschichte in den sonderbarsten Karrikaturen das Auge bezauberte! —

Nach alter Sitte lieſsen sich die fürstlichen Verlobten von ihrem nächsten Verwandten zum Altar führen. Die Braut erschien in einem ausgeschnittenen Rock von silbernem Stück mit Gold bordirt, mit einem Halsschmuck von Diamanten und Rubinen, und einer goldnen Krone auf ihren fliegenden niedergeschlagenen Haaren. Zwölf Ritter trugen ihr zwölf Fackeln von weissem Wachs vor; ihr selbst folgten die Damen und Fräulein in weissen seidenen Kleidern mit Gold und Silber gestickt. In der

Mitte gingen Trompeter und Pauker und machten eine rauschende Musik. Hierauf folgte der Bräutigam in einem kurzen ſchwarzen Sammtmantel, weissen seidenen Hosen und Wams, alles mit Perlen bordirt und silbernen Tollet gefüttert, weissen seidenen Strümpfen; auf seinem schwarzen Barett glänzte ein Kranz von Diamanten und Rubinen, in dessen Mitte eine Medaille hing, worauf *Justitia* mit ihren Insignien eingegraben war.

Vor der Trauung hielt der Hofprediger eine Rede über den Text Epheſ. 5. Auſser diesem schlägt er sich weidlich mit andern Citaten herum und bringt endlich das groſse Geheimniſs dieses Sacraments heraus, wobei er denn der schönen jungen Braut gewis zur Unzeit das, *In dolore paries filios tuos* zu wiederholtenmalen vorsagt.

Der Bräutigam legte hierauf in die Hand des Priesters einen goldnen Ring für die

Braut, diese aber überreichte ihm in einer goldnen Schaale einen Kranz aus lauterm Golde gewirkt, mit Blumen, Diamanten und Rubinen eingefaſst, welchen der Priester auf das entblöſste Haupt des Bräutigams setzte. Ein *Te Deum laudamus* unter Beistimmung der Trompeten und Paucken auf dem Burgplatze beschloſs diese feierliche Handlung.

Die Unterhaltungen bei der Tafel entsprachen der Freude des festlichen Tages. Chöre von Trompetern und Pauckern, von Geigern, Lautenschlägern und Sängern wechselten und ergötzten das Ohr der Ritter, das an einer rauschenden Musik weit mehr Behagen fand, als an sanften Adagio's. Unter dieser Musik eröfnete der Bräutigam mit seiner Braut den Bal und zwar mit dem berühmten Fackeltanz, wo ihnen zwölf Windlichter vor und nachgetragen wurden.

Nach geendigten Tanz begab sich die Ge-

sellschaft in den grofsen Versammlungssaal, wo ein herrliches Banket von Zuckerwerk, in Gestalt eines wohlgeschmückten Gartens auf sie wartete. Hier sah man Lorbeerbäume mit goldnen Flittern behangen; Obstbäume in hohen Felsen und Bergen; perspectivische Wasserbäche, und darin mehrere Arten Fische; an den Ufern derselben Häuser, Schlösser, und Thürme, Gehölz mit Elephanten, Löwen, u. f. w. Auf Büfchen und Bäumen schnäbelten sich verliebte Vögel, worunter der doppelte Adler auf einen Löven stehend, und das oesterreichische Wappen tragend, besonders hervorragte und die verliebten Vögel mit seinen Flügeln deckte. Ein Pelikan öfnete mit seinem Schnabel die Brust, und tränkte seine Jungen mit seinem Blute; auf den Flügeln trug er die Wappen der Vermählten. Die schalkhaften Ritter unterliefsen nicht, dies als ein herrliches Bild der jungen Braut vorzustellen. Mit dem

Banket ging es wie mit dem Ochsen bei der Kaiserkrönung.

Das Brautpaar wurde hierauf in das Brautzimmer begleitet. Am ersten Morgen, da der Bräutigam seine Braut als Gattin küſste, überreichte er ihr die *Morgengabe*, ein Epuivalent, wofür? dies wird man leicht errathen; den Werth derselben bestimmte der glückliche Bräutigam ſelbst. —

So wurde der erste Tag der Freude geendigt. Sieben und mehrere folgten gewöhnlich nach, und an jedem erschienen die Vermählten in neuen bald spanischem, bald deutschem Putz; man sah kostbare Feuerwerke auf dem Wasser abbrennen, Ringrennen, Fechterspiele, feierliche Tournire zu Pferde und zu Fuſse, alles mit einer Pracht, die an die ausschweifenste Verschwendung grenzte. —

Von diesen schwelgerischen Festgelagen waren nun freilich in älterer und gleicher Zeit die hochzeitliche Feier bei Leuten von niedrigerem Stande weit verscheiden. Zu *Tacitus* Zeiten bestanden die Galanterien und Nippes, welche der Bräutigam seiner Braut zum Beweis seiner Liebe schenkte, in einem Joch Ochsen, einem gesattelten Pferd, nebst Spies und Schild; zuweilen wurde diesen Brautgeschenken noch eine Zitter beigefügt; das erste war das Symbol des in den ältesten Zeiten vom weiblichen Geschlecht betriebenen Feldbaues; das andere erinnerte die Gattin an die Pflicht, in Krieg und Frieden die treue Gefährtin des Mannes zu seyn. Gattinnen belebten auch wirklich durch ihre nahe Gegenwart im Schlachtgetümmel den Muth ihrer Männer zu einer Heldengröſse, die wir staunend bewundern müssen; als Arminius gegen das Heer des Vaters seiner Gemahlin die Waffen führte,

wich diese, ungeachtet ihrer Schwangerschaft, nicht von seiner Seite und entglühete seine Tapferkeit zum feurigsten Heldenmuth. —

In der Folge empfing die Braut für das Opfer ihrer jungfräulichen Unbeflektheit eine *Morgengabe* von dem jungen Manne; Wittwen erhielten nur die Hälfte eines solchen Geschenks. Der sonderbare Gebrauch, daſs sich Braut und Bräutigam gegenseitig das Haupthaar abschoren, herrschte unter verschiedenen deutschen Völkerschaften.

Am Tage der ehelichen Verbindung erschien der Bräutigam bei den Eltern der Braut. Die Kopulations Zeremonie bestand in der Wechselung der Ringe und einem öffentlichen Kuſs, wobei der Vater seine Tochter dem Manne empfahl, sie zu ehren und zu lieben, und sie in die Gemeinschaft der Güter einsezte und ihr Gewalt über Schloſs und Riegel ertheilte.

Hiermit war aber die Hochzeit noch nicht vollzogen; die Braut wurde gewissen Personen anvertraut, die ihr so lange Gesellschaft leisteten, bis die feierliche Uebergebung an den Bräutigam geschehen konnte, denn sie vermieden gewisse Tage und Monate die der Uebergabe und Heimführung der Bräute, nach ihrer Meinung, nicht günstig waren.

Dies geschah mit grofsen Feierlichkeiten. Zwei Brautjungfern führten die Neuvermählte unter Absingung hochzeitlicher Lieder in die Wohnung des Bräutigams. Hinten drein folgten die geladenen Gäste mit Hochzeitgeschenken beladen. Zum Willkommen reichte man diesen einen freundlichen Trunk und genofs dann ein hochzeitliches Mahl.

Nach Endigung dieses hoben die Brautdiener den Bräutigam auf ihre Schulter und trugen ihn herum, wie man denjenigen,

den man zum Fürsten oder Heerführer erwählt hatte, auf ein Schild zu setzen und herum zu tragen pflegte; ohne Zweifel war dies eine Anspielung, daſs der Mann der Herr des Weibes und das Haupt der gestifteten neuen Familie seyn sollte. Stat sich mit Tanz zu belustigen, muſsten Gaukler und Possenspieler durch ihre Grimassen und Einfälle den Gästen die Zeit verkürzen. Endlich geleitete man Braut und Bräutigam unter den feierlichsten Seegenswünschen zum hochzeitlichen Bette.

* * *

Nach den deutschen Gesetzen des Mittelalters war aber die priesterliche Einsegnung zu einer gültigen Ehe nicht hinreichend, sondern es war die *Beschreitung des Ehebettes* (*Beschlagung der Decke*, *der Bettsprung*) als ein wesentliches Erforderniſs einer völlig vollzogenen Ehe erfordert. Es

bestand aber dieselbe zu jenen Zeiten in einer unter vornehmen und gemeinen Personen üblichen Ceremonie, da Braut und Bräutigam nach geschehener priesterlicher Einsegnung an das Ehebett geführt, und bekleidet in desselbe gelegt wurden. So bestieg *Joachim* III. Churfürst von Brandenburg noch vor dritthalb hundert Jahr mit seiner ganzen Rüstung das Brautbett. —

Unter dem *Beschlagen der Decke* war also nicht die wirkliche eheliche Beiwohnung verstanden, welches man daraus sieht, dafs diese Feierlichkeit auch als dann nicht unterblieb, wenn die eheliche Verbindung unter fürstlichen Personen durch einen Bevollmächtigten vollzogen wurde; solcher genügte nämlich dieser Ceremonie dadurch, dafs er den rechten Arm, und den rechten Fufs mit Stiefel und Sporn bekleidet, zu der Braut ins Bett legte; auch wurde zwi-

schen beide ein bloſses Schwerdt ins Bett gelegt.

Das Beispiel Kaisers *Friedrich* III. erläutert die feierliche Beschreitung des Ehebettes sehr genau. Dieser hatte sich nämlich die Prinzessin Leonore von Portugald durch seine Gesandten verlobt, und der Pabst ſelbst hatte das Verlöbniſs bestätigt. Der Kaiser reiſste hierauf nach Siena, ſand da seine Braut und nahm sie mit nach Rom. Indeſs zauderte er mit Vollziehung der Ehe, unter dem Vorwande, daſs er keine italienische Kinder zeugen wollte. Die Prinzessin, der dieser Verzug lange Weile verursachen mochte, wandte sich deswegen an ihren Oheim, den König *Alfons von Neapel.* Es sey ein glücklicher Zufall, sagte dieser, daſs der Kaiser und seine Braut sich eben an dem Orte beisammen befänden, wo diese Heirath zuerst verabredet und be-

schlossen worden; der Kaiser möchte nun hier auch das Beilager halten..

Als hierauf der Kaiser bei seiner Weigerung beharrte, so hub nun *Alfons* in einem ernsthafteren Tone an: „Du willst also meine Nichte als Jungfer nach Deutschland führen, und wenn sie dir dort nicht gefällt, mir wieder zurüksenden, oder sie vielleicht gar vernachläſsigen und dich mit einer andern vermählen; beschlafe sie vielmehr hier, damit du, wenn sie gefällt die angenehme Waare mit Dir nehmen, oder wo nicht, uns die Bürde zurücklaſsen kannst.

Der pflegmatische *Friedrich* fand diese Vorstellung so nachdrücklich, daſs er sich augenblicklich entschloſs, die Ehe zu vollziehen. Er lieſs sich nach *deutscher Sitte* ein Lager bereiten, legte sich darauf, und lieſs sich seine Braut *Leonore* in die Arme legen, und in Gegenwart aller Vornehmen

des ganzen Hofs, die Decke über beide herziehen.

Als die spanischen Damen sahen, daſs man die Decke über das Brautpaar zog, erhoben sie plötzlich ein groſses Geschrei und überhäuften den König mit Vorwürfen, daſs er so etwas vor ihren Augen geschehen lieſse. Indeſs verschwand ihre Muthmaſsung, da beide augenblicklich gekleidet, wie sie waren, wieder aufstanden. Bei dieser unter den Deutschen herrschenden Gewohnheit, sagt *Aeneas Silvius*, that der Kaiser weiter nichts als daſs er seiner Braut einen Kuſs gab.

Man sieht hieraus, daſs die Beschlagung der Decke groſse Wirkungen gehabt hat, weil die Ehe vor derselben nicht für vollzogen gehalten wurde.

Heut zu Tage ist diese Zeremonie noch in einigen Provinzen und Städten üblich, und von ihr hängt nach dem Sprichwort:

*Ist das Bett beschritten, so ist das Recht erstritten*, und: *wenn die Decke über den Kopf, sind die Eheleute gleich reich*, das Recht der Gemeinschaft der Güter unter den Eheleuten ab.

In einigen Gegenden wird aber diese Feierlichkeit nicht für hinreichend gehalten, sondern in Ansehung der gegenseitigen Erbfolge und der statutarischen Portion der Wittwe, wird der wirkliche eheliche Beischlaf erfordert, und nach *Lübischen* Rechten nimmt die Gemeinschaft der Güter zwischen Eheleuten sogar erst mit der Schwangerschaft der Frau ihren Anfang.

In den meisten deutschen Ländern sind aber bekanntlich jetzt alle diese Wirkungen des Bettsprungs verschwunden, und jene werden nur lediglich auf die Eheverträge und die priesterliche Trauung gegründet.

Indessen stand dieser feierlichen Vollziehung der Ehe in mehrere Provinzen, wo

der allgewaltige Arm des geistlichen Despotismus zu herrschen begann, ein merkwürdiges christliches Kirchengesetz entgegen, nach welchem die Brautnacht, der Enthaltsamkeit geheiligt werden sollte, und zwar aus dem wichtigen Grunde, weil es dem jüngeren *Tobias* beim Eintritt in den Ehestand beliebt hatte, sich die drei ersten Nächte mit brünstigen Gebeten zu beschäftigen, anstatt sich mit seiner jungen Braut zu unterhalten; als man nämlich den Tobias in die Kammer zu der *Sara*, seiner Braut, geführt hatte, legte er die Leber von einem Fisch auf glüende Kohlen, um den Teufel (*der Unzncht*) zu vertreiben, vermahnete darauf die Jungfrau und sprach: „Sara laſs uns Gott bitten heute und Morgen, denn drei Nächte wollen wir beten, darnach wollen wir uns zusammelhalten als Eheleute; denn wir sind Kinder der Heiligen, und uns gebühret nicht solchen Stand anzufangen, wie

die Heiden, welche Gott verachten, und allein um Unzucht willen Weiber nehmen, wie das dumme Vieh."

Diesem Beispiel zu Folge, verordnete die Synodalversammlung zu Carthago im Jahr 398, daſs sich das neue Brautpaar in der erst folgenden Nacht aller fleischlichen Lust enthalten solle, mit dem Zusatz, der priesterlichen Einsegnung wegen, (*pro reverentia Benedictionis*) denn der Priester sprach nicht nur über die jungen Eheleute den Seegen, sondern auch über das Brautbett, zu dem Ende er sich des Nachts in die Brautkammer verfügte.

In der Folge wurde dieses Kirchengesetz noch strenger, und in einen Kapitulare der fränkischen Könige wird von drei Tagen und drei Nächten der Enthaltung gesprochen, damit die neuen Eheleute in dieser Zeit den Seegen vom Himmel erbeten mögen; in der griechischen Kirche ward sogar

die Uebertretung dieses Gebots mit Strafe belegt, und mit Vernichtung der Ehe gedroht.

Zur Festhaltung dieser säuberichen Kirchenzucht kam nun noch der Unstand, daſs das Brautpaar nach der priesterlichen Einsegnung zugleich die *Kommunion* empfing, und es von den Bischöfen und selbst in den Kapitularien der fränkischen Könige auf das strengste verboten war, sich vor und nach dem Zutritt zu dem Tisch des Herrn einen oder mehrere Tage alles ehelichen Genuſses zu enthalten.

Dieses Kirchengesetz war noch im zwölften Jahrhundert in kräftigen Ansehn, allein es eröfnete bald den Priestern und Bischöffen eine reiche Quelle des Gewinns; sie sprachen für Geld die jungen Eheleute von der Enthaltsamkeit in der Brautnacht frey, und brandmarkten die Annalen der

Geistlichkeit mit der Schande des famösen *Jus primae noctis* und *Droit de Cuissage.*

* * *

Nicht nur aus dem oben angeführten Beispiel des Kaisers Friedrich des III., sondern auch aus vielen andern sieht man, daſs es unter mehren deutschen Völkern Sitte war, zur Erprobung der Ehestandsfähigkeit, den Beischlaf vor der Hochzeit zu feiern. So hatte z. B. der Graf *Johann IV. von Habsburg* im Jahr 1497 schon ein ganzes halbes Jahr die nächtliche Probezeit mit der *Herzland von Rappoltstein* gehalten, als er von ihr endlich den Korb bekam, weil sie ihn der Unmännlichkeit beschuldigte.

Jm alten Sachsen konnte der Bräutigam vor der Hochzeit eine Nacht bei der Braut schlafen, und nach dieser Probenacht hatte

er die Freiheit, das geprüfte Mädchen zur Frau zu behalten, oder nicht. Die heiligen Väter auf der Kirchenversammlung zu Trebours hoben zwar im Jahr 895 diese sächsische Sitte, als einen verdammlichen heidnischen Gebrauch auf, allein nihts desto weniger dauerte sie gewiſs bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und wahrscheinlich noch länger fort.

Jn Schottland hielt man nicht blos Probenächte, sondern *Probejahr*. Jn dem obern Eskadale wurde noch vor etwa hundert Jahren eine Messe oder ein Markt gehalten, auf welchem junge Leute von beiderlei Geschlecht aus den umliegenden Gegenden zusammenkamen, und sich gegenseitig einen Genossen oder eine Genossin aussuchten, welches man den Handschlag nannte, weil die Liebenden ihre Vereinigung mit einem Handschlag anfingen.

Ein jedes Paar von Geliebten, das sich auf der Messe zusammengefügt hatte, wohnte ein ganzes Jahr als Mann und Frau beisammen, und wenn sie im folgenden Jahre wieder auf der Messe erschienen, so konnte der Jüngling, wie das Mädchen die jährige Verbindung aufheben oder fortsetzen. Wenn beide Theile sich nach einem jährigen Zusammenleben noch gefielen, so wurde der Handschlag auf Zeitlebens erneuert. Im entgegengesetzten Falle trennten sie sich ohne alle Strafe wieder, ausser dass der Bräutigam das Kind, wenn ein solches im Probejahr erzeugt worden war, ernähren musste.

*Pennant* glaubt, dass diese Probejahre aus der Seltenheit der Geistlichen entstanden seien, und dass man auf dem Lande die Ehen nicht so lange habe aufschieben können bis ein herumreisender Priester

erschienen sei, um die priesterliche Einsegnung zu verrichten.

Allein, wenn der Mangel an Priestern die Ursache an den Probejahren in Schottland gewesen wäre, so würde man freilich die eheliche Verbindung, wie dieses sehr häufig durch das Mittelalter geschah, vor der Trauung angefangen, aber man würde nicht die Freiheit gehabt haben, die einmal angefangene Ehe nach Belieben wieder zu trennen.

Ueberdem berichtet *Pennant* selbst, daſs auch die vornehmsten Personen in Schottland und in den Hebriden, Probejahre gehalten hätten, und daſs die, aus solchen Probeehen erzeugten Kinder, nicht für unächt gehalten wurden, sondern gleiche Rechte mit solchen gehabt hätten, die man aus spätern fortgesetzten Ehen erzielt habe.

In andern Gegenden von Schottland und Irrland, hielt man solche Proben wie in

Sachsen. Die Aeltern überliefsen ihre Töchter den heirathslustigen Jünglingen gegen eine gewisse Summe Geldes zur Probe, welches verfallen war, wenn das Mädchen zurückgeschickt wurde.

Aus Schottland und Jrrland wurden die Probenächte in mehrern nordamerikanischen Provinzen, besonders in *Connectut* und *Virginien* eingeführt, wo sie noch fortdauern. Doch hat an der Massachusetsbai, der junge Freier nach der gehaltenen Brautnacht nur alsdann die Freiheit seine Geliebte wieder fortzuschicken, wenn er sie nicht zur Mutter gemacht hat. Jn diesem Falle aber, mufs er das Mädchen bei Strafe des Banns heirathen.

Die Probenächte hatten offenbar die Absicht, dafs junge Personen ihre gegenseitige Gaben erproben, und vielleicht auch erfahren mögten, ob nicht die eine oder die andere gewisse geheime Gebrechen des Körpers habe, die, wenn sie auch nicht

zur Leistung der ehelichen Pflicht untüchtig, wenigstens die Fortsetzung des genauesten Zusammenlebens unangenehm oder ekelhaft machen könnten.

Wahrscheinlich verlängerte man die Probenächte bis zu Probejahren, damit man ausser den körperlichen Fähigkeiten, auch noch die gegenseitige Gemüthsart, deren Uebereinstimmung oder Widerspruch, erfahren möchte.

Die Probenächte unterscheiden sich übrigens von dem *Busenrechte* dadurch, dafs dies in der gleichsam schon angefangenen Ehe fortzuleben verpflichtet, jene aber diese Verbindlichkeit nicht hervorbringen. (Vom letzteren s. unten von *sibirischen* Nationen.)

* * *

Will man übrigens den Genius der Liebe eines Volks oder eines Zeitalters kennen

lernen, so muſs man seine Dichter lesen, in so fern uns diese nämlich durch treue Gemählde der Natur, die glaubwürdigsten und heiligsten Urkunden der Menschheitsgeschichte hinterlassen haben. Dies gilt vorzüglich von den Dichtern der alten deutschen und nordischen Vorzeit, die von Liebe und Zärtlichkeit begeistert, die schönsten, naivsten Schilderungen herzlicher Empfindungen und gegenseitiger Liebe aufgestellt haben.

Wer lieſst nicht mit Vergnügen die der Natur und Minne geweihte Lieder der schwäbischen Sänger, von denen *Jakobi* so schön sagt: — die Werke der Minnesänger, wie so warm, so innig und treu! Es sind Männer, gerüstet zu groſser That, überwunden von der alles besiegenden Liebe. Nicht der flüchtige Rausch eines Abends hat auf wenige Tage sie erhitzt; es war um das Glück ihres Lebens zu thun. Sie besangen

ihre Gemahlinnen oder ihre Bräute; nicht um cin Gedicht zu machen, sondern wie der Vogel singen muſs, wenn der Mai kömmt, wenn er hört den Flügelschslag des wartenden Weibchens, und ihm die zärtlichen Spiele zum voraus ahnden.

Ich will daher meinen Lesern einige in unsere Mundart übergetragene Gedichte zur Karakteristick der Liebe in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, mittheilen.

## *Jakob von der Warte.* *)

### *Frühlingsklage.*

Hört ihr nicht das süſse Singen
Jn den Auen überall?
Nicht die Wunderlieder klingen?
Nicht den Sang der Nachtigall?
Schaut den weiten Anger an,
Und die leichte lustge Heide,

*) S. Bragur Th. II. S. 185.

Die sich mit dem schönsten Kleide
Vor dem May hat angethan!

Wie sich ihm entgegen freuen
Aus dem Thau die Blümelein!
Alle Welt wird sich erneuen
Jn der Sonne goldnem Schein!
Und nur ich muſs trostlos sein,
Jch soll keine Lust empfinden,
Ich soll keine Gnade finden
Vor der lieben Frauen mein!

O du liebereiche Minne,
Wend' ach! wende meine Noth!
Tröste die verlassenen Sinne,
Oder ich bin freudentod.
Deine Hülfe hilft allein;
Muſs ich scheiden von der Besten,
Wird mich nichts auf Erden trösten—
Laſs mir Gnade angedeihn!

Von Gewalt, die Weisen sagen,
Wird der Starke selbst besiegt.

Seht! ich muſs um Gnade klagen,
Die an einer Frauen liegt.
Himmel ich verzage schier!
Krank nach ihren Minnefreuden
Läſst sie mich vergebens leiden,
Und mein End ist vor der Thür.

Minne! ach, sei gleich gesinnet,
Oder ich bin freudentodt!
Füg' es, daſs mich lieblich minnet
Der Geliebten Mündlein roth.
Wie du wohnest, Minne, hie,
Wie du leitest meine Sinne,
Ach so leite, werthe Minne,
Werthe Minne! leit' auch sie.

## *Er an Sie.*

S. Mannesische Sammlung. Th. II. S. 54

### *Er.*

Kenntest du die kleine Minne,
Schönes Mädel, fromm und gut;

Trunken wären deine Sinne,
Deine Seele hochgemuth.
Würde dir ihr Zauber kund,
Ach! dein kleiner rother Mund
Lernte seufzen zu der Stund.

*Sie.*

Ey, so sag mir, was ist Minne?
Ist es denn Weib oder Mann?
Wie verführt es unsre Sinne?
Und wie ist es sonst gethan?
Mach mir alles offenbar,
Wie es sei und wie es fahr,
Daſs ich mich davor bewahr.

*Er.*

Minne, Kind, ist so gewaltig,
Daſs ihr dienen alle Land;
Ihre Macht ist mannigfaltig,
Ihre Sitte viel gewandt:
Sie ist böse, sie ist gut,
Beides wohl und weh sie thut,
Gibt Geduld, tilgt Wankelmuth.

*Sie.*

Kann sie auch das Leid versenken?
Wenden Noth und Traurigkeit?
Hohen Muth dem Herzen schenken?
Geben Zucht und Würdigkeit?
Lieber Jüngling sag mir dies,
Dann so sprech ich für gewiſs,
Ist ihr Lohn ein Paradies.

*Er.*

Kind, der Minne Macht ist gröſser,
Und ihr Lohn ein Himmelreich;
Sie erbaut uns Ehrenschlösser,
Macht uns seelig, Engel gleich.
Augenwonnen, Herzensspiel,
Giebt sie, wem sie lohnen will,
Und der hohen Freuden viel.

*Sie.*

Aber wie werd' ich empfangen,
Ihren Lohn zu meinem Dank?
Muſs ich ihn durch Leid erlangen —

O da wär mein Leib zu krank!
Kummer tragen kann ich nicht;
Drum so sag mir ins Gesicht,
Jüngling, was ist meine Pflicht?

*Er.*

Inniglich mufs du mich meinen,
So von Herzen wie ich dich;
Seel und Leib mit mit vereinen,
Mich und dich zu Einem Ich.
Sei du mein, und ich bin dein. . . .

*Sie.*

Jüngling, o! das kann nicht sein!
Sei du dein, und ich bin mein!

## *Minneleid.*

S. Mannesische Sammlung. Th. II. S. 26.

O weh! o weh! ein Ungeheuer!
Mir ist so weh!

Greif her an meine Brufst! Ha, welch
ein Feuer!
Der kältste Schnee
Müfst von der Flammenhitze brennen,
Die jetzt mein Herz verzehrt! —
O schönes Mädchen, dürft ich treu
dich nennen,
Die Flamme stürbe, die mein Busen
nährt!

## *Minnesold.*

S. Mannesische Samml. II. S. 34.

Minnesold
Wird geholt,
Wenn ein Mann
Und ein Weib
Um ihren Leib
Kleiderlos
Mit vier Armen sich umfahn
Freude grofs

Wird dann allen beiden kund!
Wenn auch nicht
Mehr geschicht
Der viel heiſse rothe Mund
Wird ein wahrer Liebesfund,
Und dann gesund.

## *Genius der Liebe jetztlebender Nationen.*

Die vorzüglichsten Ursachen, die den Karakter einer Nation bestimmen, hängen von Lage des Landes, von ihrer religiösen und politischen Verfaſsung ab.

Der Karakter des Menschen ist die innere Quelle seiner äusseren freien Handlungen. Aus dem Einfluſse des Karakters auf die Handlungen entsteht eine gewisse Uebereinstimmung zwischen beiden, und dies Uebereinstimmende des Karakters mit der Handlungsweise, nennen wir die *Sitten* des Menschen.

So wie die Sitten, so sind auch die Begriffe der Völker vom Anständigen und Un-

anständigen, von Schaamhaftigkeit und Schaamlosigkeit, das Resultat jener wichtigen Einflüsse auf Körper und Geist. Diese Einflüsse werden daher der Maafsstab sein müssen, nach welchem allein die Moralität eines Volks, das heifst, die Uebereinstimmung des Karakters mit den äussern freien Handlungen zu würdigen ist.

Bei der Darstellung der Natur und dem Umfange einer Leidenschaft, werden ihre karakteristischen Züge, in den zunächst mit ihr verbundenen Aeufserungen aufgesucht werden müssen. Jn den feierlichen Gebräuchen bei Heirathen wird man daher vorzüglich den Genius der Liebe eines Volks erkennen können.

Je roher ein Volk ist, desto einförmiger sind seine Sitten und Gebräuche; — aber auch schon auf der ersten Stufe seiner Entwickelung, mischt sich denselben und vorzüglich denen, die auf Geschlechtsliebe Be-

zug haben, eine bald mehr bald minder glückliche Phantasie bei. —

## *Lappländer.*

Wenn im schwedischen Lappland ein Jüngling sich eine Braut ausersehen hat, geht er mit seinem Vater und einem Freunde zu den Aeltern des Mädchens, und nimmt einen guten Vorrath von Brandwein mit. Die beiden Unterhändler gehen in die Hütte, er aber bleibt vor der Thüre und beſchäftiget sich mit Holzspalten, oder mit einer andern seinem künftigen Schwiegervater angenehmen Verrichtung.

Der Vater des jungen Menschen trinkt indessen dem Vater des Mädchens fleiſsig zu, und bei jedem Glase neigt er sich vor diesem, unter den schmeichelhaften Ausdrücken: groſser Vater, ehrwürdiger Vater, höchster Vater.

Wird das Werbgeſchäft günstig aufgenommen, so erscheint auf einen Wink der Heirathslustige in der Hütte, fängt mit dem Mädchen sogleich eine zärtliche Unterredung an, küſst sie, und um ihr den höchsten Grad seiner Höflichkeit zu bezeugen, reibt er seine Nase an der ihrigen.

Hierauf zieht er aus seinem Busen etliche Stücke gekochtes Fleisch, und bietet sie seiner Geliebten an. Sie schlägt es ab, giebt ihm aber zu gleicher Zeit einen Wink, ihr vor die Thüre der Hütte zu folgen. Auf nochmaliges Anbieten entschlieſst sie sich dann, das Mitgebrachte anzunehmen. — Nun kömmt aber der entscheidende Augenblick; der nach Genuſs der Liebe sich sehnende Jüngling bittet sie, ihm zu erlauben, daſs er in der Hütte bei ihr schlafen dürfe. Miſsfällt ihr der kühn gewagte Vorschlag, so wirft sie die Geschenke auf die Erde, und hiermit ist zu-

gleich dem Jüngling die Hoffnung ihres Besitzes gänzlich entrissen. Ist ihr aber die Bitte ihres Liebhabers angenehm, so behält sie die Geschenke, und gestattet die Prüfung der physischen Ehestandsfähigkeit.

Das Schwierigste ist nun noch die Festsetzung des Hochzeittags. Der Brautvater sucht die Vollziehung der Heirath so lang als möglich zu verzögern, denn der Bräutigam besucht nie seine Geliebte, ohne dem Schwiegervater Brandwein und Toback mitzubringen, und diesen Genuſs einer so angenehmen Freigebigkeit giebt er sehr ungerne auf. Oft hält er die Verlobten mehrere Jahre mit leerer Hofnung hin. Der ungeduldige Bräutigam besucht indessen desto öfter seine Geliebte, und fliegt, wenn er weit von ihr entfernt ist, auf einem schnell eilenden Schlitten in ihre Arme, fühlt sich glücklich, singt fröhliche Hochzeitlieder, die weder Ton noch Melodie haben.

Ist endlich der Hochzeittag erschienen, so versammeln sich die Verwandten bei dem Vater der Braut, und alle empfangen vom Bräutigam Geschenke nach Standes Gebühr und Würden. Ein feierlicher Zug geleitet das Brautpaar nach der Kirche. An der Spitze ist der Bräutigam und hinter ihm alle Mannspersonen. Alsdann folgt die Braut, von zweien ihrer Verwandten geführt, die ihre Mützen ehrerbietig unter dem Arm tragen; hinter ihr die Weiber und Mädchen.

So freudenvoll auch das Herz der jungen Lappländerinn sein mag, so erfordert doch Wohlstand und Pflicht von einer wohlerzogenen Dirne und Tochter, bei diesem feierlichen Act gerade das Gegentheil zu zeigen. Tiefe Traurigkeit spricht aus ihren Mienen, und ihr niedergesenkter Blick verkündet die Wehmuth, mit welcher sie das väterliche Haus verläſst.

So erscheint sie am Altar. Auf die Frage, ob sie ihren Bräutigam heirathen

wolle, beobachtet sie ein tiefes Stillschweigen; bittend dringen nun die Verwandten in sie, sich zu erklären und ihre Einwilligung zu geben, aber sie beharrt bei ihrem stummen Schweigen. Endlich, nach dem alle Künste der Ueberredung erschöpft sind, spricht sie das *Ja*, so sacht und mit so leisem Tone aus, das es kaum das Ohr des Priesters vernehmen kann.

Je schwerer sie ihren Verwandten diesen Triumph macht, in einem desto höheren Glanze erscheint ihre jungfräuliche Sittsamkeit; von allen Lippen strömen ihr nun die süfsen, ehrenvollen Lobeserhebungen ihrer Schaamhaftigkeit und Keuschheit entgegen.

Nach der Zurückkunft aus der Kirche setzen sich die Hochzeitgäste zu Tische. Das Gastmahl gleicht einem förmlichen Pickenik, ein jeder bringt sein Fleisch und seinen Brandwein, die Hauptbestandtheile einer lappländischen Tafel, mit.

Ist die Zahl der Gäste so groſs, daſs der Raum der Hütte sie nicht faſst, so steigen die Jüngsten auf das Dach, lassen einen Strick herab, an welchen das, was sie fordern, gebunden wird. Einer aus der Gesellschaft stellt den Haushofmeister vor, und versieht die andern mit Speiſs und Trank.

Die Neuverehlichten sind verpflichtet, von der Hochzeit an, noch ein ganzes Jahr dem Vater des Mädchens zu dienen. Dann hängt es aber von dem jungen Manne ab, überall wo er will, seine eigene Haushaltung anzufangen, und alles ihm Zugehörige mitzunehmen.

Wohlhabende Väter geben ihren Töchtern oft zwei hundert Rennthiere mit. Auch empfängt der Mann von allen Verwandten, die er mit Geschenken beehrte, vier und fünfmal so viel zum Gegengeschenk.

Minder reich an Gebräuchen ist die Feier der Hochzeit bei den *russischen Lap-*

*pen.* Hier versammeln sich die hochzeitlichen Gäste in der Wohnung des Bräutigamsvaters. Der ganze Act der ehelichen Verbindung wird durch ein auf den Zweck der Ehe anspielendes Symbol bekräftiget und besiegelt. Man nimmt nämlich einen Stahl und Stein, und schlägt beide zusammen, daſs Feuerfunken herausſprühen. Der Feuerstein, sagen sie, enthält eine Quelle von Feuer, welches sich nicht eher äussert; als bis es durch das Eisen erweckt wird; eben so ſindet sich in beiden Geschlechtern eine Lebensprincip, das sich nicht eher zeigt, als bis beide miteinander vereiniget sind.

Auch bei den

*Esten*

im europäischen Ruſsland, werden die ersten Werbgeschäfte um eine Braut mit Brand-

wein gemacht. Den Aeltern Brandwein senden, heifst, bei ihnen um ihre Tochter *ansprechen*; denselben trinken, gilt für ein Zeichen des *Jaworts.* Doch gebraucht der Heirathslustige die Vorsicht, ehe er auf diese Art anspricht, durch ein altes Weib zu erforschen, wie die Aeltern des Mädchens, auf das er Jagd macht, gesonnen sind.

Hierauf erscheinen zwei Freiwerber in dem Hause des Mädchens, und geben unter der lächerlichen Einleitung: „ es sei ihnen ein Stück Vieh weggekommen, welches zu suchen sie gekommen wären," ihr Anliegen zu erkennen.

Nach einem kurzen Wechsel der Rede bieten sie den Aeltern und der Dirne von ihrem mitgebrachten Brandwein an. Trinken diese nicht, so ist es ein Zeichen ihrer Abneigung; trinken sie aber, so werden alle Anwesende mit diesem Getränke bewirthet.

In diesem Falle kömmt nach einiger Zeit der Bräutigam selbst, und bringt Brandwein und Geschenke mit. Dreimal muſs er den Besuch wiederholen und nie den Brandwein vergessen. Auch wenn er auſserdem zur Braut kömmt, ist et nie ohne dieses seinen künftigen Schwiegerältern angenehme Getränk.

Dafür darf denn auch die Braut alle Wünsche ihres Liebhabers begünstigen, oder vielmehr berechtiget eine Landessitte die Liebenden, ihre gegenseitige physische Ehestandsfähigkeit zu prüfen. Dieser Umgang mag Folgen haben oder nicht, so kann doch die künftige Ehe von einem oder dem andern Theile wiederrufen werden; der Schuldige verliert aber die gegebenen Geschenke oder muſs die empfangenen doppelt vergüten.

Auch bei den *Esten* erfolgt die Hochzeit erst zwei oder drei Wochen nach der Trauung. Die Feierlichkeit fängt in der Woh-

nung der Braut an, und hört in dem Hause des Bräutigams auf. An Essen und Trinken darf es nicht fehlen, eine gedekte mit kalten Speifsen, Brod, Butter, Würste, Fleisch und eine Art Kuchen besetzte Tafel, steht jedem Geladenen offen.

Am ersten Hochzeittag kommt der Bräutigam bei der Braut des Abends mit seinem Gefolge an. Ein Herold, mit einer Art von Ordensband behängt und mit blosen Degen reitet voraus, ein verheiratheter Mann, als Bräutigamsvater, oder in der estnischen Sprache, *Vaterkerl*, begleitet den Bräutigam; beide sind so wie der Herold mit Ordensband und Degen versehen; die übrigen folgen nach. Der Bräutigam mufs dreimal um das Haus herum reiten, und in das Dach schlagen; läfst er sich dabei erhaschen, so mufs er etwas bezahlen. Eine Anspielung auf den in älteren Zeiten üblich gewesenen, gewaltsamen Raub der Bräute.

Zu dem Staate der Braut gehören, ein Brautvater, eine Brautmutter und einige Weiber zum Singen, die man *Kasikad* nennt, vermuthlich wegen des in den Hochzeitliedern häufig vorkommenden *Kassike Kanike*, das ist, schönes Kätzchen.

Die Braut ist bei der Ankunft ihres Bräutigams versteckt und mit einem Gürtel umgeben. Sie wird aufgesucht, und alsdann fängt sogleich das Tanzen an. Hierauf setzt man sich zu Tische und speißst Suppe, Fleisch und Braten.

Die Braut wird mit einer wollenen Decke, die ihr auch schon nach der Trauung auf das Gesicht gelegt wurde, verhüllt, und der so genannte Brautvater steckt ihr einige Bissen unter der Decke in den Mund.

Nach dem Essen tritt der Bräutigam seinen und der Braut Löffel in Stücken, wahrscheinlich um einer zu befürchtenden Zauberei vorzubeugen.

Der Bräutigam und einige der vornehmsten Hochzeitsgäste führen beständig, selbst bei dem Tanze, einen bloſsen Degen in der Hand, und so oft sie durch eine Thüre gehen, berühren sie mit demselben kreuzweise Schwelle und Pfosten. Auch diese Ceremonie mag wohl ihren Ursprung von der alten Gewohnheit, die Weiber zu rauben, haben.

Nachdem die ganze Nacht mit Tanzen, Schmauſsen und Sauſsen zugebracht worden, wird die Braut gegen Morgen in einem feierlichen Zug in das Haus des Bräutigams geführt. Die Braut hat ihren Bruder oder unter dessen Namen einen Fremden zum Fuhrmann. Ihr Kasten und einige gefüllte Trinkgeschirre, zuweilen auch ihre Aeltern, folgen der Gesellschaft

Sobald sie in des Bräutigams Hause ankommt, wird sie *gehaubet*. Bei dieser Zeremonie muſs sie sich auf ihres Bruders Schoos setzen. Der Bräutigam, der Bräuti-

gamsvater und der Herold tanzen mit aufgehobenem Degen um sie herum. Man wirft ihr ein Kind in den Schoos, dem sie ein paar Strümpfe schenken mufs. Eine Mannsperson bindet ihr eine Schürze vor, und reicht ihr für diese Ehre ein Geschenk an Geld. Alsdann setzt ihr eine der vornehmsten Weiber, mit Beihülfe anderer, die lange Haube auf, nebst den dazu gehörigen Tüchern und giebt ihr einen Backenstreich. Die Singweiber lassen ihre Hochzeitlieder aus vollem Halse erschallen. Die Braut giebt jedem Gaste ein Stückchen Butterbrod, darauf wird gegessen und getanzt. Am Abend theilt die Braut an jeden Gast, durch den Bräutigamsvater Geschenke aus, die in einem Korbe aufgetragen werden, bestehen in Hemden, Gurten, Strümpfen und Handschuhen.

Der Austheiler wirft in den ausgeleerten Korb ein Geschenk an Geld; alle Gäste thun

ein Gleiches, und versprechen dabei Geschenke an Bienenstöcken, groſsen und kleinem Vieh, welches sie auch nach der Hochzeit richtig abliefern.

An andern Orten tragen die Singweiber Bier mit Honig vermischt herum, und nöthigen durch ein Lied, dessen Inhalt ist: Koste, schmecke, bezahle! jeden Gast davon zu trinken, wobei abermal für die Braut Geschenke an Geld gesammelt werden.

Endlich bringt man das neue Paar zur Feier der Brautnacht in den Viehſtall, wo die Frau beim Aufstehen ein Geschenk auf ihrem Lager hinterlassen muſs. Ein gleiches thut sie, wenn sie am Morgen im Hause herum geführt wird, und zum erstenmal als Frau den Ofen fegt.

In gewissen Gegenden wird am Morgen nach der Brautnacht dem jungen Weibe das Haar abgeschnitten, und ihr ein besonderes Band vor die Stirne gebunden, woran

Geld oder Zahlpfennige hängen; dieses darf sie ein Jahr tragen. Bemerkt man den Ehestandsseegen zu früh bei ihr, so wird ihr dieser Schmuck abgerissen. —

Bei den

*Letten*

geschieht die Verlobung in Abwesenheit des Bräutigams, der durch seinen angenommenen Brandwein bereits das Jawort erhalten hat. Zur Verlobung erscheint im Namen des Bräutigams ein Freiwerber nebst einem Weibe. Von Seiten der Braut sind ein Weib nebst zwei Mannspersonen bestellt, einer der sie herbeiführt, ein anderer der für sie spricht. Sobald der Freiwerber kommt, wird sie von einem der vornehmsten aus einer Kammer gebracht, in Begleitung vieler Dirnen. Vor ihr her werden zwei Lichter getragen und eben so viel hinter ihr, ob gleich die Zeremonie am

Tage geschieht. Auf dem Kopfe hat sie eine Krone in Gestalt eines Daches, die mit Marienglas besetzt, sehr glänzend und schwer ist. Der Freiwerber sagt: er sey einer Spur nachgegangen, die ihn bis in dieses Haus geführt habe. Der Brautführer fragt, was er denn suche? Jener antwortet: er suche jemand zum Kleider waschen, Strümpfe stricken u. dgl. Der Führer: suche dir aus, hier sind Dirnen genug. Der Freiwerber: Nein, gib du mir selbst! der Führer giebt ihm die Braut. Sogleich tritt der Sprecher von Seiten der Braut herbei, und frägt den Stellvertreter des Bräutigams, ob er ordentlich und gebührend mit ihr leben, sie ernähren und lieben wolle u. s. w.? der Repräsentant bejahet alles. Hierauf geben sich beide Deputirte zur Bestätigung die bloſsen Hände, auf die ein Dritter mit der Seinigen einen sanften Schlag thut.

Nun wird die Braut hinter den Tisch

geführt. Die zwei Weiber von des Bräutigams und der Braut Seite nehmen eine bereit stehende Kanne mit Honigbier und trinken. Alsdann trinken die Braut, ihr Führer, ihr Sprecher, der Freiwerber und hierauf alle Anwesende. Alle geben sich einander die Hände, die mit einem Schnupftuche bedeckt sind. Nachdem man die Braut von der andern Seite des Tisches wieder hervorgeführt hat, wird ihr die schwere Krone abgenommen und ein Band um das bloſse Haupt gelegt. Alsdenn nimmt das hochzeitliche Gastgebot seinen Anfang.

Die Hochzeit wird gewöhnlich am dritten Tag nach der Trauung gefeiert. In einigen Gegenden hat der Bräutigam einen, in andern zwei Bräutigamskerl. Diese und jener hängen sich eine Gurt und ein weiſses Tuch kreuzweise, wie Ordensbänder um die Schultern. Der Bräutigam hat noch über dem Tuche ein seidenes Band, und ge-

meiniglich einen besondern Rock von blauer und grauer Wolle. An vielen Orten führen sie auch Degen.

Nachdem der Hochzeitschmaus einige Tage in dem Hause der Braut gedauert hat, so wird diese nun bei nächtlicher Zeit unter dem feierlichen Geleite ihrer und ihres Bräutigams Verwandten in die Wohnung ihres künftigen Mannes gebracht. Sie sitzt ihrer Schwiegermutter oder unter deren Namen einer andern im Schoofse. Man erkennt sie beim Scheine des Monds an ihrer glänzenden Krone. Einige Begleiter sprengen voraus um sie an der Wohnung des Mannes zu empfangen und vom Schlitten oder Wagen zu heben; dies darf sie aber nicht geschehen lassen, sondern mufs allein hurtig herabspringen. Bei ihrer Ankunft wird viel geschossen. Hier wird sie nun *gehaubet*. Die Schwiegermutter sezt ihr die Haube auf, und giebt ihr dabei einen Ba-

ckenstreich, den sie sogleich ihrem Bräutigam ziemlich derb wiedergiebt. Hierauf muſs sie zum erstenmal die Wirthin vorstellen, Brod auftragen und den Gästen Brandwein reichen. An einigen Orten wird ihr bei dem Hauben, nach estnischer Art ein Kind in den Schooſs geworfen. Die Brautkammer ist allezeit, selbst in der strengsten Kälte, die kalte *Klete*, (ein zur Aufbewahrung des Korns etc. bestimmtes Gebäude) dahin werden beide zur Feier der Brautnacht gebracht, aber nach einigen Minuten schon wieder geweckt, da sie sogleich bereit seyn und wieder heraustreten müssen. Alsdann giebt man ihnen eine Schüssel mit Wasser zum Waschen, und wenn dies geschehen ist, werfen sich beide ein Schnupftuch zum Abtrocknen zu. In einigen Gegenden werden zwei Schüsseln hingesetzt, deren eine der Bräutigam, die andere die Braut mit dem Fuſse umstöſst, und es ist

eine Ehre sich hierbei an Hurtigkeit zu übertreffen.

Auch muſs der Bräutigam eine, von zwei Mannspersonen waagerecht gehaltene Stange zerbrechen, zum Zeichen, daſs wer zwischen beiden Eheleuten Uneinigkeit stiftet, eben so zerbrochen werden solle.

Wenn bei den

*Morduanen*

die Braut aus dem Dorfe, wohin sie eingepfarrt ist, zurückkommt, welches in einem Wagen geschieht, über dem ein weisses Tuch ausgespannt ist, und worin zugleich die Freiwerberinnen hitzen, wird sie von zwei Freunden des Bräutiigams, unter beständigem Geheule vom Wagen gehoben, und bis vor die Hausthüre gleichsam getragen, wo sie zwischen den Brautführern und Freiwerberinnen von der ganzen weiblichen Dorfschaft begrüſset wird.

Darauf kommt die Mutter mit einer runden Pfanne voll Hopfen, den sie mit einem brennenden Spane anzündet und sezt die Pfanne an den rechten Fuſs der Braut nieder, die solche aber von sich stöſst. Dies wird zweimal wiederholt, und jedesmal etwas von dem zerstreuten Hopfen in die Pfanne gescharrt. Man bemerkt genau, wie die Pfanne fällt; taumelt sie auf die verkehrte Seite, so bedeutet dieses dem jungen Paar allerlei Unglücksfälle, fällt sie aber dergestalt, daſs die Höhlung oben ist, so gilt es für eine glückliche Vorbedeutung. — Hierauf folgt eine öffentliche Austheilung von dickem Grüzbrei, wobei sich Alt und Jung aus dem Dorfe einfindet; man giebt einem jeden eine Kelle voll, dem einen in den Hut dem andern in den Rokzipfel, oder wohin er es sonst haben will.

* * *

Ehemals bestand in *Rusland* die Vollziehung der Hochzeit in der wirklichen Feier der Umarmung; die Verlobten begaben sich bei hellem Tage in die Brautkammer; vor derselben stand ein Bedienter, der durch ein Zeichen dem Augenblick der Vollziehung der Hochzeit verkündigen muſste, um denselben mit Trompeten und Paucken zu feiern.

Bei den

*Tatarn in Sibirien*

versammeln sich die zur Hochzeit geladenen Gäste in dem Hause, worin dieselbe gefeiert werden soll. Hier findet man alle Bänke mit Decken behangen und eine Tafel mit allerlei Erfrischungen besetzt.

Vor dem Hause sind lange Stangen aufgesteckt, woran man gewisse Preiſse befestiget, welche das Brautpaar austheilt. Der Erstkommende empfangt den besten Preiſs, der Letzankommende den geringsten. Zu

diesem Wettrennen werden an einem gewissen Ort der Stadt Pferde in Bereitschaft gehalten.

In dem Zimmer der Braut wechselt Musik mit frölichen Hochzeitliedern. Das Trinken wird dabei nicht vergessen.

Sind die Gäste beisammen, so führen die Verwandten der Braut den Bräutigam in den Hof, den er dreimahl umgehen muſs; kommt er bei dem Zimmer der Braut vorbei, so wirft man Stückchen von Tuch zum Fenster heraus, worüber das Volk unter lautem Jubel herfällt.

Hierauf begiebt sich der Bräutigam in das Zimmer worin der Priester ist, dieser fragt ihn, ob er die Person zur Ehe verlange. Alsdann schikt man zur Braut, und läſst eben dieselbe Frage an sie thun.

Haben sie nun beiderseits mit Ja geantwortet, und auch die Eltern ihre Einwilligung gegeben, so erklärt der Priester dem Bräutigam, die im Lande üblichen Ehege-

setze, von denen die Pflicht, ohne Bewilligung der ersten Frau nicht noch eine andere zu nehmen, ein Hauptartikel ist. Darauf segnet er das junge Paar ein, und endigt diese Zeremonie mit einem lauten Gelächter, wozu alle Umstehende mit einstimmen.

Viele Hochzeitgäste bringen einen Zuckerhut zum Geschenk, der in Stücke geschlagen und unter die ganze Gesellschaft ausgetheilt wird. Man begiebt sich alsdann in einen grofsen Saal, wo das Mittagsmahl aufgetragen wird. Die Feier der Hochzeit dauert gewöhnlich drei Tage, die unter festlichem Schmausen und Sausen vollbracht werden.

Den Tag nach der Hochzeit versammeln sich bei der Neuvermählten ihre Verwandte und trautesten Freundinnen, den Verlust ihrer Jungfrauschaft zu beweinen. Sie sitzt hinter einem Vorhange von vielen Jungfrauen umgeben: den näheren Platz an ihrer Seite nimmt eine ihrer liebsten Ge-

spielinnen ein. Beide sind mit einem grofsen weissen Tuch bedekt. Alle übrigen Frauenzimmer kommen und umarmen sie eine nach der andern und gehen dann wieder zurück.

Endlich erscheinen zwei Freunde des jungen Mannes, und stimmen den feierlichen Brautgesang an. Unterdessen weinen alle Jungfrauen und Weiber, und die Braut drückt ihre Wehmuth durch ein tiefes Schluchzen aus.

Wenn das Lied geendigt ist, gehen die Mannspersonen hinter den Vorhang, ergreiffen den Teppich, worauf die Braut mit ihrer Gespielin sitzt, an den vier Enden, und tragen sie verhüllt in ein anderes Haus. Hier werden dieselben Gebräuche wie vorhin noch einmal wiederholt. Allgemeiner Gesang und Tanz nimmt nun seinen Anfang. Die Braut verweilt hier bis zum andern Tag, wo sie der junge Mann in seine Wohnung abholt.

Unter den

*Kamtschadalen*

werden die Töchter zwar gegen die Arbeiten einer bald kürzeren, bald längeren Dienstzeit von den Vätern verkauft, allein die Väter übergeben ihre Töchter nicht dem Ersten dem Besten, ohne ihre Neigung zu Rathe zu ziehen.

Wenn ein Jüngling ein Mädchen als Gattin zu besitzen wünscht, geht er in ihre Wohnung, fängt ohne ein Wort von seiner Absicht zu sagen, alle Hausarbeiten gemeinschaftlich mit an, und sucht sich durch hervorstechende Arbeitsamkeit seinen Schwiegerältern und seiner Geliebten zu empfehlen. Eben so wenig bekümmert man sich oder fragt ihn um seine Liebe, während er eine ganze Reihe von Jahren im Arbeiten allen Fleiſs anstrengt

Gefällt er seiner Sbhönen nicht, so ist

alle seine angewandte Mühe umsonst gewesen, und er muſs ohne alle, oder doch nur sehr geringe Vergeltung für seine Dienste, die Wohnung verlassen. Giebt ihm aber das Mädchen Zeichen seiner Gunst, so spricht er den Vater um sie an.

Der Vater schlägt ihm seine Tochter nie ab; er sagt zu ihm: du bist ein fleiſsiger Bursche, fahre also fort, und siehe zu, wie du deine Geliebte bald betrügen, und in deine Gewalt bekommen kannst.

Diese Erlaubniſs giebt nun dem jungen Freier das Recht, jede Gelegenheit zu benutzen, seine Braut zu überraschen und sich ihrer auf eine gewisse Art zu bemächtigen.

Da aber alle Weiber und Jungfrauen im Dorfe verpflichtet sind, eine Braut gegen die Unternehmungen ihres Liebhabers zu vertheidigen, und da jene sich sorgfältig in acht nimmt, daſs sie mit diesem nicht alleine, weder in noch auſser der Wohnung

zusammenkomme, so wendet der geduldige Freier oft lange und vergeblich alle List an, zu seinem Ziel zu kommen.

Ueberdiefs verwahrt sich die Braut sorgfältig gegen alle Angriffe, indem sie ihre engen Röcke oder Hosen mit starken Riemen befestiget und mit Fischernetzen umwindet.

Sobald nun der Bewerber einen glücklichen Zeitpunkt wahrnimmt, sein Mädchen allein, oder in der Gesellschaft weniger Gespielinnen anzutreffen, fällt er plötzlich über sie her, schneidet mit steinernen Messern Netze, Riemen und selbst die Hofen, wenn er sie nicht aufknüpfen kann, entzwei.

Hierauf nimmt er sein Halsgehänge ab, und steckt solches als ein Zeichen seiner Eroberung in die Hosen des Mädchens.

Die junge Schöne erhebt hierbei ein lautes Geschrei; kommen andre Mädchen und Frauen hinzu, so wird ihm der Sieg sehr fchwer gemacht. Sie schlagen ihn mit

Fausten, reissen ihn bei den Haaren von der Braut weg, und verwunden ihn oft so, dass ihm auf lange Zeit die Lusst vergeht, einen ähnlichen Versuch zu wagen.

Ereignet sich hingegen ein solches Scharmützel nicht, oder ist er dessen ungeachtet stark genug mit seinem Mittelfinger das *non plus ultra* zu erreichen, so hat er gewonnen Die Braut selbst verkündiget diesen Triumpf durch den weinerlichen Ton: *Ni! ni!* Alle laufen sogleich hinweg und lassen das glückliche Paar allein.

Oft macht Temperament und Liebe des Mädchens, ihrem Bräutigam den Sieg minder schwer; doch darf jener nie, der weiblichen Ehre wegen, ohne allen Widerstand zum Ziel gelangen.

Man hat aber auch Beispiele, dass Jünglinge sieben Jahre hindurch gekämpft haben, und fast ganz zu Krüppel geworden sind, und doch ihre Geliebte nicht errungen haben.

Der Liebhaber führt seine bezwungene Braut nach seinem Dorf und zeigt sie seinen Verwandten und Freunden. Nach einigen Tagen kommen sie von da zurück, und besuchen die Verwandten der Braut. Nun beginnt das feierliche Opfer eines Fischkopfs. Man spricht über denselben und den Strick, womit er umwunden wird, allerlei Beschwörungen aus, zieht der jungen Frau ein langes Kleid von Schaaffellen an, und behängt sie mit vier grofsen schweren Bildern, unter deren Last sie fast erliegt.

Die Zeremonie geschieht auf Kähnen und Schiffen. Ein Knabe empfängt die Braut beim Aussteigen, und führt sie in die Hütte ihres Vaters; ein altes Weib trägt den Fischkopf vor ihr her, und alle übrige folgen nach; dieser Fischkopf wird nun auf die letzte Stufe der Treppe gelegt, von dem neuen Ehepaar und allen Anwesenden mit Füfsen getreten, und dann in das Feuer geworfen.

Der junge Ehemann bereitet von seinen mitgebrachten Lebensmitteln ein festliches Mahl, und bewirthet die anwesenden Gäste. Dieses Fest dauert einige Tage lang. Das junge Paar bleibt nun entweder in der Wohnung des Brautvaters, oder begiebt sich nach dem Dorfe des Mannes.

Aus obigen Zeremonien sieht man deutlich, daſs die Kamtschadalen den Jüngling prüfen wollen, ob er das Mädchen auch wirklich liebe. Sie schliesen aus seiner Standhaftigkeit, aus seinem unabläſsigen Muthe, daſs es ihm ernstlich darum zu thun ist, ihre Tochter zu besitzen. Da die Kamtschadalen oft im Kriege verwickelt sind, und einander Weiber und Lebensmittel rauben, so verlangt die Frau einen Mann, der sie beschützen und vertheidigen kann.

Man wird hieraus auch zugleich begreifen können, daſs die von ihren Liebhabern so eroberten Bräute, nun auch als Weiber

einen gewissen Ascendant über ihre Männer behaupten werden. Sie nehmen sich das Recht über alles zu befehlen, und alles im Hause unter ihrer Verwahrung zu halten, woran etwas gelegen ist.

Versieht der Mann etwas, so untersagt ihm die Frau den Toback und ihre Umarmung, zwei Dinge, die seine ersten Bedürfnisse sind, und die wieder zu erlangen, er im Bitten und Schmeicheln alle seine Kunst aufbietet.

Die Kamtschadalinnen sind übrigens in den Geheimnissen der Venus Pandemos gar nicht unerfahren; sie geben sich ihren jungen Männern nie auf einmal ganz hin; stufenweise müssen sie immer weiter zu kommen suchen, immer feuriger werden, um durch Verlängerung des Genusses, durch längere Züge aus dem Zauberbecher der Wollust, die unersättliche Begierde ihrer Weiber zu befriedigen.

*Ende des ersten Theils.*

Bayerische Staatsbibliothek München

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
2462. . .

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flittner, Christian Gottfried, 1770-1828

Gynaeologie oder über Jungferschaft, Beischlaf und Ehe Aus einer Handschrift des Oberpriesters zu Paphos in zwey Theilen

Bd.: 1

Berlin 1795

Rem.IV 2462-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10781661-4
VD18 80370756-001